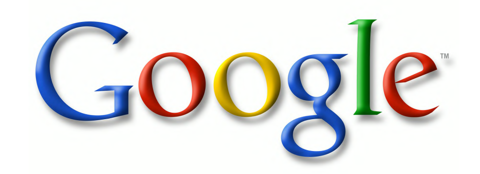




Aus den La Plata-Staaten.



Palacio nuevo in Asuncion nach dem Kriege.

Aus den
La Plata-Staaten.

Eine Reise nach Südamerika.

Von

Wilhelm Kreuth

k. u. k. Oberlieutenant im 12. Husaren-Regimente, Mitglied der k. k. Geographischen Gesellschaft
zu Wien.

Mit 10 Illustrationen und einer Karte.



Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1891.

k. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien



Vorrede.

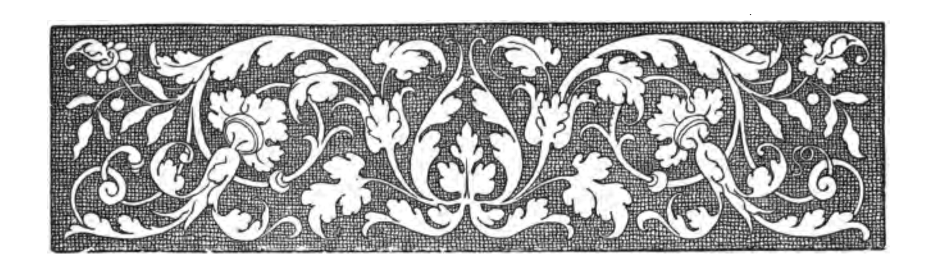
Ereignisse der verschiedensten Art lenkten in jüngster Zeit die Aufmerksamkeit aller Gebildeten auf jene ausgedehnten Gebiete des östlichen Südamerika, welche man gemeinhin die „La Plata-Staaten" nennt.

Kurz vor diesen allbekannten Vorgängen kam ich von einer fast einjährigen Reise aus den „La Plata-Ländern" zurück.

Durch das plötzlich erweckte allgemeinere Interesse an diesen entfernten, so wenig bekannten und beschriebenen Gebieten ermuntert, fordere ich den wohlwollenden Leser freundlichst auf, mir in der Lectüre des nachstehenden Schriftchens über den Ocean zu folgen, die bedeutendsten Städte dieser Ländergruppe flüchtig zu besuchen, das Innere des Landes mannigfach zu durchstreifen, die originellen Sitten der weißen einheimischen Bevölkerung, das Leben der eingewanderten Europäer in den Colonien zu beobachten und Streiflichter zu werfen in die nur theilweise erforschten, dunkeln Wälder des großen Indianergebietes des „Central"- oder „Gran Chacos".

Graz.

Der Verfasser.



Inhalt.





I.

Seeroute von Genua nach Montevideo über Barcelona und Las Palmas.

Thou glorios mirror, where the almightys form
Glosses itself in tempests, in all time
Calme or convulsed in breeze, or gale, or storm
Icing the pole, or in the torrid clime
Dark-heaving, boundless, endless and sublim.
Byron.

Genua, am 14. April 1889.

Die Sonne des herrlichen Frühlingstages neigte sich zum Untergange; noch bestrahlte sie in bunter Farbenpracht das Panorama von Genua, seine stolzen Paläste, Kuppeln und Thürme, die altersschwachen himmelhohen Häuser, die baumlosen, mannigfach geformten Berge mit ihren langgestreckten, halbzerfallenen Festungswerken und den Hafen, in dem sich tausend Maste drängten, zwischen welchen breit und anspruchsvoll die überseeischen Dampfschiffe, Seeungeheuern aus mythenhaften Zeiten vergleichbar, ankerten, während kleine Dampfbarkassen, freche Gesellen mit ihren Dampfventilen schier ohrenzerreißende Töne hervorbrachten, um sich ungestüm durch das schmale Fahrwasser freie Bahn zu schaffen. — Genova la superba!

Eine Anzahl Emigranten — nach Südamerika — Männer mit herben Gesichtszügen um ihre ärmliche Habe, Mütter um ihre Kleinen besorgt, junge Leute, die froh in die Welt, in die neue Welt blicken, sie Alle drängen, hasten ungeduldig; — dazwischen arbeiten Matrosen unbeirrt, es gaffen, da es gerade

Sonntag ist, eine Menge Neugierige — und dies ganze betäubende Menschengewirr staut sich am großen Hafenquai zusammen, an dessen Molo der Dampfer „Nordamerika“ in voller Flaggengala zur Abfahrt nach dem La Plata bereit liegt.

Durch dieses fast unentwirrbare Menschengetümmel, durch dies heisere Geschrei der Lastträger, durch die Zurufe der Polizisten, durch das entsetzliche Gekreisch der Dampfkraniche, die noch immer Waarenballen und Gepäckstücke rasselnd an Bord heben — durch dieses in allen Nuancen vertretene Geschrei, Getöse und durch das Menschengedränge mußt Du Dich bis zu jenem kleinen umlagerten Bureau hindurcharbeiten, um Dir dort Deinen Reisepaß, den man Tags vorher bei der Schiffsagentie hinterlassen mußte, zurückzuerobern. Die Behörden überwachen jetzt sehr strenge die Emigration, denn dieselbe hat von Italien aus und besonders in Bezug auf Wehrpflichtige ganz bedenkliche Dimensionen angenommen.

Endlich, endlich ist man an Bord.

Mit welch regem Interesse wird nicht der kleine Raum, die Camerotte, die nun durch volle drei Wochen die Wohnung des Reisenden vorstellt, gemustert und genau untersucht.

Während an Bord sich am Vorderdeck die 1500 Emigranten — Weiber, Kinder, Männer und Greise — so gut es eben ging, häuslich niederließen, fand sich die Gesellschaft des I. und II. Platzes gemeinschaftlich am Hinterdeck zusammen. Welch lustige Gemeinschaft! Es ist eine über 200 Personen zählende Operngesellschaft mit vier Primadonnen, drei Heldentenoren, mit vollkommenem Musikorchester, Balletcorps, kurz eine jener Operngesellschaften, wie sie sich jährlich zu wiederholtenmalen von einem amerikanischen Impresario aus allen Theilen Italiens zu einer Fahrt nach Südamerika anwerben lassen, um dort, wo man ausschließlich italienische Opern hört, Ruhm und Pesos zu ernten. Die Leutchen waren toll und übermüthig. Unterwegs stets voll Humor, verbreiteten sie auch dann noch Heiterkeit, als wir Uebrigen bereits zum Kopfhängenlassen geneigt erschienen.

Die Maschine pustet. Dichter Qualm entströmt den beiden riesigen Kaminen. Langsam entfernt sich der „Nordamerika“ und treibt seewärts. Ein Hüteschwenken und Evivvarufen vom Ufer. Jetzt, sobald der Dampfer im richtigen Curse ist, treten beide Propeller in Action — es geht dem schmalen Hafenausgange zu. Kleine Boote begleiten uns, alsbald auf unserem Kielwasser tanzend. Auf allen Schiffen des Hafens tönt uns frisch-fröhlicher Salut entgegen. Der schmale Hafen-

ausgang, der Leuchtthurm, die Batterie ist von Tausenden, Volk und Soldaten, dicht besetzt; Alles winkt und ruft uns Lebewohl zu auf unseren weiten Seeweg. Das Schiff aber steuert in die offene See. Mächtige Oceanwellen brechen sich am Schiffsbuge. Die Wellen rauschen und rollen mit dem weißen Schaume ihrer Kronen wohl bis auf das Deck, unsere Füße benetzend; die eben hochaufstrebende versinkt scheinbar in ein nichts, um ihr Haupt in der nächsten Secunde wieder empor zu heben und dann wieder zu versinken.

Auf dem breiten, gewölbten Rücken des trügerischen Elementes schaukelt unser Schiff. Der Wind pfeift durch die Takelung und spielt mit der mächtigen Rauchwolke der Kamine, dieselbe zu einem gespensterhaften Schleier zerreißend.

Die Nacht bricht herein. An Bord herrscht eine sehr getheilte Stimmung; Einer nach dem Andern unserer lustigen Reisegesellschaft schleicht, gleichsam beschämt von der reichbesetzten Tafel, in seine Schlafcabine, aus welcher bald Schmerzenstöne dringen und sich die lange Nacht hindurch mit anderen vermischen.

Das Schiff aber, im elektrischen Lichte strahlend, tanzt, rollt und stampft in schneller Fahrt durch Nacht und Wellen in südwestlicher Richtung der spanischen Küste zu.

Früh Morgens des nächsten Tages erschienen die Gebirge der ligurischen Küste bereits in nebelhafte Ferne gerückt. Als sie verschwanden, durchkreuzten wir den Golf von Lyon bei mäßig bewegter See und leichtem Regen. Gegen Abend erschien die spanische Küste in Sicht. Um 11 Uhr Nachts wurde vor Barcelona Anker geworfen.

Früh gingen wir an Land. Am Landungsplatze wird man von Krüppeln und Aussätzigen um Almosen angebettelt. Hat man sich der traurigen Schaar glücklich entledigt und schreitet der Stadt zu, so steht man alsbald vor einer hohen, schlanken Säule mit dem Standbilde des Columbus. Die steinerne Hand des kühnen Seefahrers deutet nach Westen, nach dem fernen, von ihm entdeckten Erdtheile. Während man weiterschreitend rechts die mit Palmen gezierte Paseo de Colón liegen läßt, gelangt man in die Hauptverkehrsstraße der Stadt, der prächtigen Rambla, wo eine vierfache Zeile üppiger Akantusbäume durch palastartige Gebäude führt. — Vor dem Thore einer Kaserne sitzen rothhosige schmucke Soldaten. Andere promeniren mit ihren Herzliebsten, den schönen Cataloniermädchen, welche nebenbei ihre Morgeneinkäufe besorgen, ein Bild behaglichen militärischen Stilllebens. Diesen Paaren folgend, gelangen wir in den schönen Bau der Markthalle, wo Früchte und Gemüse, sowie andere Lebensmittel in

seltener Pracht und verschwenderischer Fülle feilgeboten werden. Die „Rambla“ weist noch eine Serie schöner, öffentlicher Bauten auf, so die Universität, Bank, Theater und die großartige Fonda (Hôtel) de las cuatro Naciones, wohin wir unwillkürlich unsere Schritte lenken. — Nach erfolgter Stärkung blieb nicht viel Zeit mehr übrig, denn die bevorstehende Abfahrt unseres Schiffes setzte dem köstlichen Umherstreichen in dieser herrlichen Stadt ein nur zu baldiges Ende. Was soll ich noch von Barcelona berichten? Flüchtig haften nur noch die wunderbaren Eindrücke, die jener kurzer Aufenthalt in mir zurückließ, in der Erinnerung. Ich sehe noch, gleich Nebelbildern, vor meinem geistigen Auge die prächtige Allee im Parke Paseo de los Alamos und de los Olmos, die unvergleichlichen Wasserwerke daselbst, die Cascada mit dem reizenden Lago, und mitten im Gewirre der Altstadt die Placa de Medinaceli, jenen tiefschattigen, weiten Platz, wo die Häuser Bogengänge bilden, in welchen duftende Blumen, Buschwerk und Palmen lauschige Winkel zaubern.

Doch genug davon. Um vier Uhr Nachmittags waren wir wieder an Bord. Daselbst hatte sich die Reisegesellschaft neuerdings vermehrt. Und wiederum waren es Künstler, eine spanische dramatische Gesellschaft, etwa vierzig Köpfe stark, die, gleichfalls nach Buenos-Ayres fahrend, nunmehr das Schiff bis auf den letzten Winkel ausfüllten.

Die Spanier hatten sich mit den Italienern bald angefreundet und verständigten sich sehr gut.

Zur Dinerzeit, um sechs Uhr Nachmittags, ging der „Nordamerika“ wieder in See und blieb während seiner weiteren Fahrt in Sehweite vom Lande. So zog wie ein Wandeldiorama die spanische Küste an unseren Augen vorüber; bald sahen wir das Land undeutlich von Nebelschleiern umhüllt — sonderbare phantastische Bilder — bald war es von schwerem Gewölk umlagert; dann zerrissen aber Strahlenbündel des Tageslichtes die dichte Atmosphäre und ließen uns in fast greifbarer Nähe die Contouren der großartig gegliederten Sierras erscheinen, die felsigen Küsten mit ihren weit vorspringenden Caps, deutlich und klar sahen wir große Städte und freundliche Ortschaften vorbeiziehen.

Ich möchte dies Bild mit dem Geschicke Spaniens selbst vergleichen. Auch dieses wird durch den Haß der Parteien, durch nationale Leidenschaften düster umwölkt, doch stets gelingt es dem Lichte, das dem Throne Spaniens entströmt, dem Throne, welchen eine Heldin ihrem königlichen Kinde mit bewunderungswürdiger Kraft bewahrt — diese Wolken zu zerreißen und den politischen Himmel aufzuklären.

Als wir am Nachmittage des 17. April die beiden Vorgebirge Cap Palos und später Cap de Gata in nächster Nähe passirten, gab es eine steife See und eine hochgehende Brandung. Vom Winde gepeitscht rollten die mächtigen Wellen und zerschellten mit donnerndem Getöse an den Riffen der felsigen Küste. Der „Nordamerika“ stampfte besorgnißerregend, während in der Nähe befindliche Fischerboote manchmal in der wild erregten Fluth begraben zu sein schienen. — Gegen Abend gewahrte man die Riesenmassen der Sierra Nevada, und bei mondheller Nacht passirten wir die Landenge von Gibraltar.

Den 18. und 19. April Fahrt im Atlantischen Ocean bei ruhigem, klarem Wetter. 20. früh Ankerung im offenen Hafenbassin vor Las Palmas, der Hauptstadt der Insel Gran Canaria des canarischen Inselarchipels. Die Wogen gingen ungeheuer hoch. Es schien fast unmöglich, daß die großen Kohlenschiffe zum Beilegen kämen. Das Landen mit einem der kleinen Boote war fast gewagt. Hierbei konnte das sonderbare Boot mit dem großen Holzkreuze, welches unweit unseres Dampfers verankert war, nicht sonderlich ermuthigend wirken. Dieses heftig auf und ab wogende Fahrzeug kennzeichnet die Stelle, wo vor Jahresfrist der Dampfer „Südamerika“ derselben Gesellschaft in Folge einer Collision mit einem anderen Schiffe zu Grunde ging. Dies geschah so rasch, daß nur Wenige sich retten konnten und daß die ganze Ladung versank. Da unten lag das mächtige Schiff in ungeheurer Tiefe. Taucher gelangten nicht bis hinab. Seethiere werden nach wie vor ihr Spiel treiben mit ungeborgener Waare und mit Leichen.

Wir landeten nicht ohne Schwierigkeiten. Welch betäubendes Lärmen tönt jetzt rings um uns her. Wir sitzen bald, wir wissen kaum wie, in einer der kleinen dreispännigen Karretten und der gelbe, zigeunerähnliche Canarier, welcher sich unserer bemächtigt hatte, sauste im weiten Bogen längs dem Strande der eine halbe Stunde entfernten Stadt zu. Der Charakter der Insel ist öde. Vulcanische Gebilde thürmen sich, coulissenartig, in steriler Trostlosigkeit gegen das Innere des Eilandes auf. An der Straße liegen in maurischem Style erbaute Villen mit schönen Pflanzungen.

Die Stadt selbst ist amphitheatralisch auf zwei Gebirgsrücken, von denen der eine mit einem alten Castell gekrönt ist, erbaut; eine tiefe Schlucht trennt sie in zwei Theile.

Die Inselstadt ist reich an interessanten, öffentlichen Bauten; so ist die alte Jesuitenkirche, das Regierungsgebäude, Theater und die Markthalle nennenswerth. Einen labenden Anblick bieten die vielen wahrhaft reizenden öffentlichen und

Privatgärten. Und überall gewahrt man die gelben, gefiederten Inselbewohner, die hier zu Hause sind, die man in Las Palmas in jedem Café, Magazin 2c. zu kaufen bekommt, allerdings theurer als in Europa.

Die über uns brütende Atmosphäre ist heiß, feucht. Wir sind froh, im schattigen Marmorhofe des „Hôtel Europa", wo Pflanzen und eine strahlende Fontaine Kühlung verbreiten, zum Frühstück noch ein Plätzchen zu erhalten. Ein alter Minnesänger, der zur Guitarre schauderhafte Romanzen singt, besorgt die Tafelmusik.

Als die Nacht heranbrach, schifften wir uns wieder ein. Vom Schiffe hatten wir einen feenhaften Anblick auf die beleuchtete Inselstadt; alle Schiffe hatten die vorschriftsmäßigen Signallichter gehißt, es leuchtete jenes unheimliche Boot neben uns im grünen Lichte.

Kurz vor unserer Abfahrt dampfte das italienische Schiff „Victoria", von Amerika kommend, nach Europa ab. Es sollte uns noch eine Ueberraschung werden. Plötzlich brannte man auf dem scheidenden Schiffe ein brillantes Feuerwerk ab. Die aufsteigenden Raketen und Sterne in verschiedenen Farben warfen unbeschreiblich schöne Reflexe auf die dunkle Meeresfläche.

Als wir bald darauf gegen Süden abdampften, erwiderte unser Schiff den feurigen Abschiedsgruß. Nach Nord und Süd! Die Farben wurden immer schwächer, die Entfernungen immer größer, dann herrschte die tiefste Nacht rings umher.

Den nächsten Tag — es war Ostersonntag — befanden wir uns auf hoher See. Das Meer ist schön und ruhig, die Luft weht frisch. Der Osterschmaus, welcher uns geboten wurde, war geradezu lucullisch. Auch der armen Emigranten, die am Vorderdeck zusammengepfercht kauerten, wurde gedacht, indem man für sie bei Tisch eine erfolgreiche Geldsammlung einleitete.

Am Ostermontage hielt ein greiser Priester am Mitteldeck eine Messe ab, die zahlreich besucht wurde und in Folge der eigenthümlichen Situation eine tief andachtsvolle Stimmung verbreitete.

Nachmittags ergötzte man sich mit einem geputzten Osterlämmchen. Die ganze Nacht ging es an Bord toll her. Die heilige Pasqua wurde von den Italienern lustig gefeiert; es wurde viel gesungen, getanzt und musizirt.

Wir sind auf offener See, inmitten des Weltmeeres! Unser Schiff bildet eine Welt für sich, ringsum auf Tausende von Meilen Wasser, nichts als Wasser; über uns spannt sich das Himmelsgewölbe, Nebelphantome hervor-

zaubernd, die unserem Auge zuweilen so interessante, zuweilen so schauerliche Bilder vorgaukeln. Das Meer zeigt sich fast zu jeder Stunde in anderer Beleuchtung, in anderen Farben; wir sehen es als Spiegel, leicht gekräuselt, bewegt, oder vom Sturme gepeitscht; bald erscheint es im tiefsten Blau, bald tiefgrün, bald schwarz oder, von der Sonne im Zenith bestrahlt, blendend weiß. Seit Tagen sehen wir am Horizonte weder Segel noch Rauchwolken, wir sind auf offener See, allein. Aus den Tiefen des Meeres springen, unser Schiff unaufhörlich begleitend, die kleinen, neugierigen Flugfische; da schnellt so ein schlüpfriger Gesell bis auf Deck und muß hier zappelnd verenden. Dies ist Seemannsbrauch. Fällt ein Mann über Bord ins Meer, so ist es ebenso um ihn geschehen. Im Kielwasser schwimmen des Menschen größte Feinde, die Haifische. Oefter sieht man die springbrunnartigen Strahlen des spielenden Delphins oder des Königs der Meere, des ungeschlachten Wales.

Herrlich ist es am früheften Morgen, wenn das Oberdeck leer ist, die Spätzubettgeher noch fest in Morpheus Armen liegen und nur die Mannschaft munter das Schiff wäscht. Bevor die Sonne aufgeht, weht ein kalter Schauer durch die Luft. Hell und glänzend steigt nun am Horizonte die Sonne herauf Glühender, purpurner Schein erscheint am östlichen Firmamente, taucht die Wolken in herrliches Roth und übergießt das weite, unendliche Meer, siegreich Nacht und Morgennebel zerstörend, mit ihrem goldenen Zauberlichte, daß es erstrahlt wie ein Demantspiegel. Steigt die Sonne höher und höher, dann verliert sich alle Poesie, der nüchternen Prosa Platz machend. Das Deck füllt sich bis aufs letzte Plätzchen, man ist auf seinem bequemen Schiffsstuhl festgebannt und trachtet, so gut es geht, bei anregender Lectüre über die Schwüle und Langeweile der Mittagszeit hinwegzukommen.

Am 26. April passirten wir den Aequator; die Hitze wurde außerordentlich groß, namentlich Nachts, wo an Schlaf in den erstickendschwülen Cabinen nicht zu denken war. Die Stimmung unter dem Sängervolk blieb trotzdem die fröhlichste und ungebundenste. Einer hatte den Ulk, in ein Fernglas ein Menschenhaar zu spannen, um naive Gemüther zu belehren: Dies wäre die wahrnehmbare „Linie“, neu aufgefrischt, was mancherlei Heiterkeit verursachte. Nachmittags konnte man trotz der infernalischen Hitze vom Musikzimmer her die schönsten Arien aus dem Troubadour, Othello 2c. vernehmen.

Am 28. April ging ein warmer Regen nieder; am Horizonte erschien in überraschend scharfen Contouren eine Fata morgana; später zeigte sich ein farbenprächtiger Regenbogen.

Die schönste Zeit ist doch des Abends, wenn eine kühle Brise auf Deck einige Abkühlung bringt. Man lehnt an der Schiffsverschanzung und erblickt den südlichen Sternenhimmel zum erstenmale. Die Milchstraße erscheint mit äußerster Deutlichkeit, die Sterne flimmern viel heller, vor Allem das herrliche Sternenbild des südlichen Kreuzes. Das Meer aber phosphorescirt zuweilen in ganz seltsamem Glanze, daß es aussieht, als glimme die ganze ungeheure Wasserfläche.

Am 30. April sollte Abends ein festlicher Ball die im Allgemeinen recht gelangweilte Stimmung heben. Es wurde alles prächtig decorirt und beleuchtet. Doch sollte uns dies Vergnügen nicht zutheil werden; es brach ein orkanartiger Sturmwind los, der, von Süden kommend, die See aufpeitschte und allenthalben eine kalte Temperatur schuf. Wäre nicht der wüthende Sturm losgebrochen, uns wäre die gründliche Abkühlung hochwillkommen gewesen. Der kalte Pampero tobte die ganze Nacht. Plötzlich stoppte die Maschine, der Dampfer trieb mehrere Stunden umher; an der einen Propelleraxe mußte eine Reparatur vorgenommen werden. Endlich ging es wieder weiter. Doch sollte es in dieser Nacht keine Ruhe mehr geben. Da auch mittlerweile dichtes Nebelwetter eingetreten war, so brüllte das Nebelhorn in kurzen Intervallen.

Den 1. Mai sturmbewegte See, kaltes Regenwetter, dunkles schweres Gewölk. Möven umkreisten das Schiff zu Hunderten und wurden zur Kurzweil angeschossen.

Das Unwetter hält noch die folgenden Tage an. Alles späht mit stets gesteigerter Erwartung nach Westen, um den ersten Anblick der amerikanischen Küste zu genießen. Da, endlich am 4. Mai, erscheint am Horizonte die lang gestreckte Küste der Republik Uruguay; schon sieht man den Leuchtthurm von S. Maria.

Welch angenehmes Erwachen am nächsten Tage! Der Lärm der Maschinen ist verstummt, das unaufhörliche Schaukeln und Rollen des Schiffes ist vorüber, die Fahrt ist beendet, wir liegen vor Montevideo.

Vor uns — in nächster Nähe — ist das freundliche Montevideo, auf sanft ansteigender Lände erbaut, umgeben von niederen, mit Gras und Buschwerk bedeckten Hügeln, auf welchen man zahlreiche Landhäuser (Kintas) inmitten grünender Gärten wahrnehmen kann. Im weiten Bogen dehnt sich die Bai, sie bildet den natürlichen, von vielen Schiffen belebten Hafen und wird im Nordwesten durch den kegelförmigen, mit einem alten Fort befestigten Monte Video (148 *m*), nach welchem auch die Stadt benannt ist, abgeschlossen.

Es währt sehr lange, ehe wir landen können und bis endlich alle Formalitäten erledigt sind. Um so rascher bringt uns die kleine Dampfjolle „Anita" ans Land. Unser

Gepäck wird von einem nichtuniformirten Zollbeamten flüchtig gemustert. Ah! wir sind ja in einer südamerikanischen Republik. Später wurde ich allerdings bei genauer Sichtung meines Gepäckes durch die unangenehme Wahrnehmung überrascht, daß im Schatten der freiheitspendenden phrygischen Mütze, höchst unberufene Hände einen sehr tiefen Eingriff in meine Habseligkeiten gethan und mir gerade das Werthvollste gestohlen hatten.

Da die Schifffahrtsgesellschaften für das Gepäck der Passagiere keinerlei Garantien übernehmen, so achte jeder Südamerika-Reisende auf das Seine und lasse es während der Landung nicht aus den Augen.

In den kühlen Marmorhallen des „Hôtel Oriental" werden wir vorzüglich untergebracht. Nichts geht über das Gefühl der ganz unbeschreiblichen Zufriedenheit des Genusses der ersten Nacht im bequemen Bette auf fester Erde nach wochenlanger stürmischer Seefahrt. — — — — — — — — — — — — — — —

Montevideo, die Hauptstadt der Republik Uruguay oder Banda oriental del Uruguay an der Einmündung des La Plata in den Ocean gelegen, hat circa 80.000 Einwohner, unter denen viele Fremde aller Nationen leben, und ist nach amerikanischem Muster vollkommen regelmäßig angelegt. Doch verliert hier die Regelmäßigkeit der Anlage den Ausdruck der Einförmigkeit, da die Stadt über die vielen kleinen Hügel auf einem Landvorsprung erbaut ist. Auf dem stattlichen Independenziaplatze genießt man von einem Standpunkte aus gleichzeitig einen sehr hübschen Ausblick durch vier concentrisch einlaufende Straßen auf das Meer und den Hafen.

Die Häuser der Stadt sind aus Ziegelsteinen erbaut, flach gedeckt, zumeist unansehnlich und selten höher als einstöckig. Was jedoch überrascht, sind die herrlichen Höfe, „Patjos", welche, aus Marmor hergestellt, mit prächtigen Säulengängen und eigenartigen vielfarbigen Mosaik-Fußböden versehen sind, wo strahlende Fontainen rauschend ihre Wasser auf üppige Pflanzen, bunte Blumenbeete und Aquarien ergießen.

Montevideo besitzt auch einige interessante öffentliche Bauten, so die Universität, das Regierungsgebäude, die Iglesia Matriz, das Solistheater und die Manábank. Auch darf man hier nicht vergessen zu erwähnen das neue Badehaus am Strande, ein Etablissement, welches man in solcher Pracht, Größe, Zweckmäßigkeit und Comfort wohl selten irgend anderswo zu sehen in die Lage kommt.

Das freundliche Montevideo hat noch weitere Eigenthümlichkeiten. Sind die anderen südamerikanischen Städte in den meisten Beziehungen bizarr und prosaisch,

so blüht in Montevideo noch ein reizendes gesellschaftliches Stillleben, über welches gar mancher seine liebe Heimat vergessen würde.

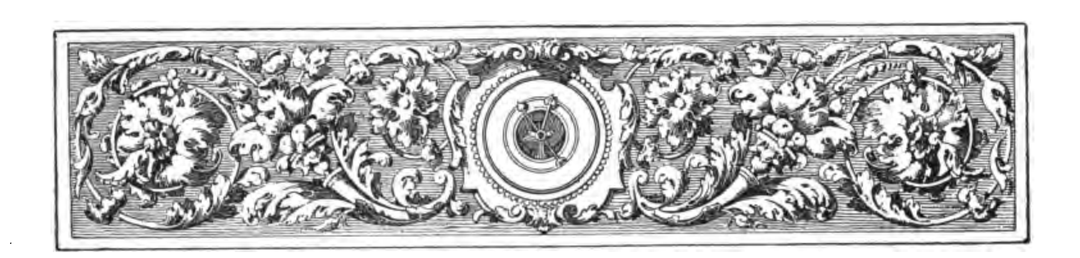
Man könnte die Capitale der „orientalischen" Republik eine Kleinstadt nennen, und wird sie auch überdies vielfach mit Triest oder Marseille verglichen.

Noch ein Ruhm gebührt Montevideo. Es hat die schönsten Frauen und Mädchen des hispanischen Amerikas, graziöse, lichte Frauengestalten, gluthäugig, feurig und — warum soll man es verschweigen? — sie haben allerliebste kleine Füße, mit denen sie ja recht gerne bei ihren Spaziergängen in den „Prado" coquettiren.

Nun kommt das Schlechteste zuletzt. Montevideo hat das elendeste Pflaster der Welt! und gehört eine Fußtour in den Straßen, durch welche übrigens fast überall die Pferdebahn führt, nicht zu den angenehmsten.

Nicht gerne verlassen wir die liebliche Stadt und fahren über den Strom nach Buenos-Ayres.





II.

Aus Buenos-Ayres.

Auf der Estazion central von Buenos-Ayres herrscht reges Leben. Der nach Rosario und weiter nach Sta. Fé gehende Zug ist zur Abfahrt bereit; das zweite Zeichen ertönte bereits; doch bemerkt man an den Abreisenden keine Anzeichen von besonderer Eile.

Ein Platz in den durchgängigen Waggons ist mittelst eines Mantels oder ponchos — denn die Mitnahme von besonderem Reise- oder Handgepäck erscheint hier in der Regel bei Eisenbahnfahrten als überflüssig — in Beschlag gelegt und da findet Jeder noch Zeit, sich dieses oder jenes zu besorgen.

Der wettergebräunte Gaucho vervollständigt noch seinen Vorrath an kleinen Paraguaycigarren für die Reise in seine einsame heimatliche Pampa, der klugaussehende Estanziero kauft sich die Nachmittagausgabe des „Nacional" — während hier ein Herr seinem in den „Camp" abreisenden Vertrauensmann ein großes Packet tausend Pesos-Noten in die Hand zählt und denselben um Weiterbeförderung des Geldes ersucht. Diese Art von Geldbeförderung ist hier alltäglich. Der Transport durch die Post kommt sehr theuer und ist — wenigstens im Innern mancher Provinzen — noch nicht ganz verläßlich.

Wenn jetzt nach dem dritten Signale der „Gran expresso del Norte" sich sehr langsam in Bewegung setzt, so besteigt erst die Mehrzahl der Abreisenden — Einige sind eben erst auf dem Bahnhofe angekommen — von dem erhöhten Perron die Waggonrampen.

Kaum ist dieser Zug dem Blick entschwunden, fährt der Localtrain vor, welcher alle Stunden von der Hauptstadt bis zu dem nördlich am Flusse gelegenen Tigre verkehrt und welchen man am besten zu einem kleinen Ausfluge nach „Palermo", dem Prater von Buenos-Ayres, benützen kann.

Es ist heute ein herrlicher Frühlingsnachmittag. Der Winter hatte hier ziemlich arg gehaust. Tagelang heulte ein frostiger Pampero durch die langen, geraden Straßen, er fegte über die weiten Plätze, hatte die Bäume vollkommen entblättert, manche sogar entwurzelt und speciell in den Palmenpflanzungen des „25. del Mayo" übel genug gewirthschaftet.

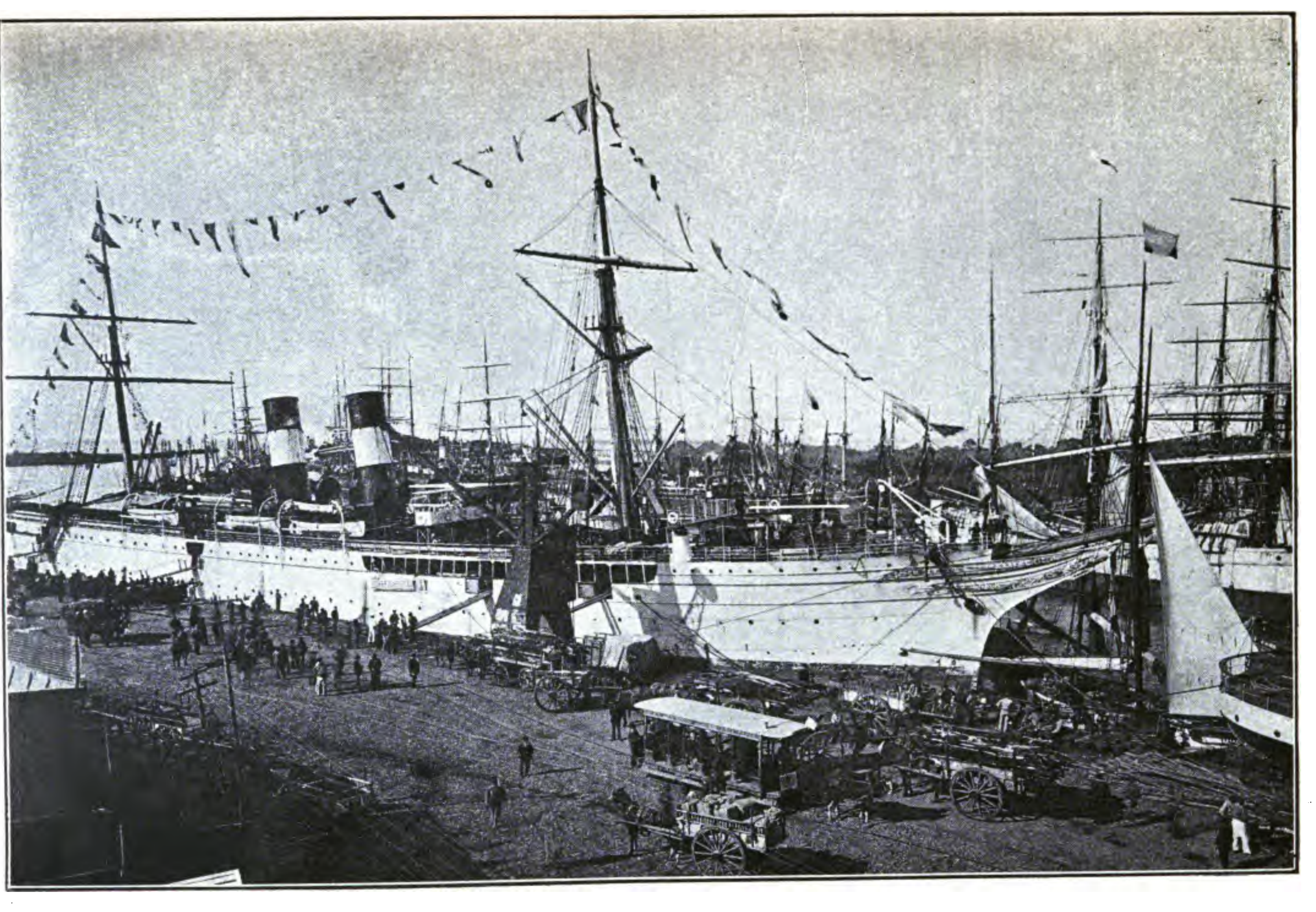
Die entfesselte Windsbraut wüthete aber noch mehr auf der ungeheuren Fläche des La Plata und manche Segelbarke fiel ihr nach schweren Kämpfen zum Opfer; noch jetzt ragen mehrere Mastspitzen gespensterhaft über die spiegelglatte Oberfläche des Flusses.

Doch dies ist nun Alles vorüber. Ein wolkenloser, blauer Himmel, von dem ein heiteres Sonnenlicht erstrahlt, spannt sich über die Riesenstadt; die Luft ist balsamisch und milde. Welch angenehme Beigaben für den heutigen Mittwoch, dem Tage, an welchem sich die vornehme Welt von Buenos-Ayres in Palermo Rendezvous giebt! Dorthin strömt nun Alles auf der großen schönen Chaussée zu Wagen oder mit der Pferdebahn.

Wer sehr schnell hinauskommen will — wie wir — benützt die Eisenbahn.

Auch unser letztes Signal ertönt nun, auch wir verlassen in langsamer Fahrt den im leichten maurischen Styl erbauten Bahnhof. Die Häuserzeile, die wir zur Linken bemerken, ist schmutzig, aber sehr belebt und die dort befindlichen Hafentavernen haben von Seeleuten aller Nationen starken Zuspruch. In denselben werden auch sehr viele Geschäfte abgewickelt, und sind es gewissermaßen die Bureaux, wo die zu Tausenden ankommenden Einwanderer sogleich schwere, aber lohnende Arbeit finden. Von diesem Hafenstadttheile, welcher etwas tiefer liegt, erhebt sich der übrige, und wo man Einsicht haben kann, bemerkt man auch die vornehmeren, endlos geraden Straßen, die von Fußgängern, Reitern und ganzen Wagencolonnen überfüllt sind. Dazwischen liegen große Plätze, Gärten, Kirchen.

Zur Rechten genießt man die Ausschau auf den Strom, längs dessen Ufern sich der Zug vorwärts bewegt. Die spiegelglatte, unabsehbare Fläche, fast ohne Strömung, gleicht mehr der See als einem Flusse. Tausend rege Hände arbeiten am Ufer, um durch Aufschüttung von Erdreich dem Flusse noch mehr Terrain abzugewinnen. Der Wasserstand ist jetzt sehr niedrig und man sieht die ungeheuer



Innerer Hafen von Buenos-Ayres.

langen hölzernen Landungsbrücken, die muelles, auf trockenem Sande stehen, während Leute bemüht sind, die Fracht von einigen ziemlich weit im Flusse liegenden Segelschiffen auf hochrädrigen Karren an Land zu schaffen.

Buenos-Ayres hat den bekanntlich schlechtesten Hafen der Welt. Am Horizonte sehen wir eine bedeutende Anzahl großer überseeischer Dampfer, die einige Stunden vor der Stadt Anker werfen müssen. Doch arbeitet man jetzt schon an der Erweiterung der im Süden gelegenen Mündung des tiefen und sandfreien „Riachuelo", wo in einigen Jahren noch ein großartigerer Hafenplatz entstehen soll.

Unser Eisenbahnzug fährt nunmehr, das Ufer verlassend, durch saubere Gartenanlagen, inmitten welcher zur linken Seite ein auf einem steilen Rideau erbauter Häusercomplex: die „Ricoletta", unsere besondere Aufmerksamkeit erregt. Es ist dies eine Kirche, ein Kloster, ein ausgedehnter Friedhof und mehrere Gartenwirthschaften. Die Ricoletta gehört zu den beliebtesten Vergnügungsorten der unteren Bevölkerungsschichten.

Wenn auch dieses Bild vorübergezogen ist, so fährt man durch wüstes Gelände. Wir sehen Bauplätze, die bei der schnellen Entwickelung von Buenos-Ayres binnen Kurzem — angesichts der herrschenden Ueberspeculation — um das Hundertfache im Werthe gestiegen sind.

Hier bemerken wir die großen Werke der städtischen Wasserleitung, die neue Markthalle, eine Eisenconstruction von ungeheuerem Umfange, weiter westlich den ausgedehnten Bau des Frauenhospitals; endlich im Hintergrunde die umfangreiche, festungsähnliche Kaserne, wo die ganze Garnison untergebracht ist.

Die Garnison ist keine tausend Mann stark und den so häufigen revolutionären Bewegungen selbst bei Gesinnungstreue der Officiere keineswegs gewachsen.

Seit dem letzten großen Kriege, den die übrigen Bundesregierungen gegen die Stadt und Provinz Buenos-Ayres vor circa zehn Jahren mit glücklichem Erfolge führten, herrschte so ziemlich Ruhe und Ordnung in der ganzen Republik bis auf die jüngsten Ereignisse.

Buenos-Ayres ist nicht mehr zugleich auch die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, sondern nur Bundeshauptstadt der ganzen Föderation. In ihr concentrirt sich das ganze Leben der Republik, sie nimmt riesige Dimensionen an. Der Provinz Buenos-Ayres wurde eine andere Capitale geschaffen. Auf einem menschenleeren Terrain, einige Stunden von Buenos-Ayres entfernt, entstand nach der Entscheidung der Machthaber binnen fünf Jahren eine Stadt: La Plata, welches heute 80.000 emsige Einwohner zählt, ein elegantes Theater, Rathhaus, Wasser-

leitung, elektrisches Licht, sowie eine verzweigte Pferdebahnlinie besitzt und sich noch immer von Jahr zu Jahr entwickelt.

Sind nun die letzten weiter westlich gelegenen, regelmäßig gebauten Häuser-vierecke Buenos-Ayres' verschwunden, so fährt unser Train in die hübschen Anlagen des Parque 3. del Feberro oder „Palermo" ein. Wir sind an unserem Ziele. Nachdem wir den Zug verlassen, dampft derselbe sofort auf seinem Geleise nach Tigre ab. Das zweite von hier abgehende Geleise gehört der Hauptlinie, die nach Norden führt.

Gleich hinter Palermo beginnt die grasreiche Pampa, die sich auf fast absolut ebener Fläche, ohne nennenswerthen Verkehrsstraßen, von Menschen dünn, von halbwildem Vieh reichbevölkert bis zu dem Fuße der Cordilleren de los Andes ununterbrochen ausdehnt.

Doch wir sind jetzt in der durch vier Reihen riesiger Pindopalmen gebildeten Hauptallee des Palermo. Die breite Avenida de Sarmiendo theilt den Park in zwei Hälften, von denen die nördliche mehr den Charakter einer Au trägt, während die südliche ein wohlgepflegter Park ist, in dessen Mitte sich der Thiergarten befindet.

Unaufhörlich rollen in fast ununterbrochener Reihe höchst elegante Coupés — offene Kutschen sind jetzt noch selten zu sehen — durch die Hauptallee dem großen am Flusse gelegenen Rondel zu, um sich dort aufzustellen, die Insassen verlassen sodann die Wägen um zu promeniren, oder um auf die andere Seite zur Rückfahrt zu wechseln.

Man sieht wohl selten in einer Stadt auf dem europäischen Continente relativ eine so große Anzahl vollkommen tadelloser, eleganter Privatequipagen, wie in Buenos-Ayres. Die Carrossiers sind Rassepferde, größtentheils aus Europa importirt: Percherons, Normannen, Norfolk-, russische Traber und schottische Zwerg-ponies. Die Beschirrung ist reich und tadellos, die Wägen durchaus neu und elegant, die Bespannung originell. Man könnte höchstens die überaus reiche und glänzende Livrée der schwarzen oder gelben Kutscher bemängeln, doch ist hier das Bunte dem Nationalgeschmacke entsprechend. Die schmucken Reiter, die sämmtlich gut und elegant zu Pferde sitzen, reiten nur Vollblutpferde, welche sie neben den Kutschen tänzeln lassen, wo sie von den Damen bewundert werden.

Die Besitzer all der eleganten Fuhrwerke und Pferde gehören zumeist zu den alten, erbgesessenen Familien, deren ursprünglicher Lehensantheil an Grund und Boden im Werthe im Laufe der Zeiten dermaßen gestiegen ist, daß dies

allein schon ihren enormen Reichthum begründete. Die Reichsten der Reichen wohnen immer in Paris, wo man in neuerer Zeit eine ganz besondere Vorliebe für Argentinier an den Tag legt; doch sind Viele seit der jüngst erfolgten Entwerthung ihres Papiergeldes gezwungen worden, mitten aus den rauschenden Freuden des Pariser Lebens heimzukehren.

Neben diesen alten Familien, in deren Händen auch heute noch alle Aemter und Würden liegen, nimmt die internationale Handelswelt den ersten Platz im gesellschaftlichen Leben der Stadt ein.

Von dem etwas erhöht gelegenen Rondell des Palermo aus, dort wo der Saum eines frisch grünenden Trauerweidengehölzes bis zu den trüben Fluthen des La Plata herantritt, genießt man einen ganz hübschen Blick auf die sonst so nüchterne Hauptstadt.

Man staunt über die ungeheure Ausdehnung der regelmäßigen Häusermasse, aus der sehr vereinzelt monumentale Bauten, wie z. B. die Kuppel der Kathedrale, die zierlichen Thürme des neuen Regierungspalastes, die Iglesia de la Mercedes und andere mehr hervorragen. Von hier aus eröffnet sich auch die Uebersicht über den ganzen Hafen, wo sich Schiff an Schiff drängt, und man kann sich hier am besten ein Urtheil über die Bedeutung des Seehandels von Buenos-Ayres bilden.

Der Strom der Fußgänger aber ergießt sich in die wohlgepflegten Anlagen des Thiergartens. Die hier gehaltenen Thiere Südamerikas leben in halber Freiheit; nur der gefährliche „Tigre oder Jaguar“ und der sympathischere „Lion“, Cuguar oder Puma, hausen im wohlverwahrten Zwinger. Man lustwandelt hier durch die Thierwelt, deren mehr oder minder angenehme Bekanntschaft man auf den Streifzügen im Landesinnern bereits in ihrer wilden Ursprünglichkeit gemacht hat; man trinkt seine Limonade, oder besser sein deutsches Bier „Servezza allemana“ und lauscht den Klängen der concertirenden Militärmusik — welche wohl hin und wieder von dem wilden Schrei eines Raubthieres in schriller Dissonanz übertönt wird.

In der auf und ab wogenden Menge geputzter Spaziergänger bemerkt man zumeist Frauen, Kinder und junge Leute. Der Gatte bleibt daheim; er fungirt in Amt und Würden, macht hohe Politik, oder befleißigt sich in den prächtigen Sälen der Börse emsig thätig des Handels.

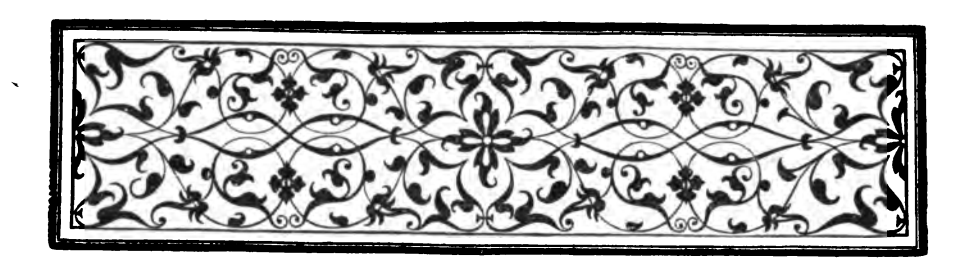
Dem Europäer fallen die überaus farbenprächtigen, reichen Toiletten der Damen und Kinder auf, denn längst haben sich die reizenden Damen der historischen

schwarzen Mantilla entäußert und tragen die neuesten Pariser Moden — etwas bunt, sehr bunt, doch ist dies dem Nationalgeschmacke entsprechend.

So herrscht im „Palermo" reges Leben, bis die Sonne sich dem Untergange nähert, die Luft sich etwas abkühlt; dann eilt Alles zu den Wägen, höchst überflüssiges Pelzwerk wird hervorgeholt, man hüllt sich fest ein, und die Fahrzeuge rollen der Stadt zu, wo das Diner in heiterer Geselligkeit eingenommen wird.

Dies ein Tag im Programme der Gesellschaft von Buenos-Ayres. Dieses Programm wird festgehalten — nur von Zeit zu Zeit unterbrochen, wenn die Brandfackel des brudermörderischen Bürgerkrieges über der Stadt entflammt ist, des blutigen Ringens, welches durch die Leidenschaft der Bewohner und durch die Mißwirthschaft der Behörden leider nur zu oft heraufbeschworen wird.





III.

Buenos-Ayres.

Dampfboot-Route von Buenos-Ayres durch Entre Rios — Corrientes — Santa Fé — Paraguay — Gran Chaco — Bolivia nach Brasilien.

Die Fahrt über den La Plata von Montevideo nach Buenos-Ayres währt volle zwölf Stunden; man verläßt die Hauptstadt von Uruguay um 6 Uhr Abends und landet vor der argentinischen Schwesterstadt um dieselbe Stunde des nächsten Morgens. Den Personenverkehr auf dem La Plata, sowie auf dessen ungeheurem Stromsysteme besorgt ausschließlich die Schifffahrtsgesellschaft „Platense", die mit ihren großen Capitalien und ihrer luxuriösen Dampfschiffflotte nach einem toll, echt amerikanisch geführten Concurrenzkriege sämmtliche andere Unternehmungen ruinirte, nunmehr alleinherrschend, unverschämte Fahrpreise dictirt und in prachtvollen Speisesälen während der Fahrt fast ungenießbare Speisen und Getränke verabreichen läßt. Die großen Flußdampfer sind bei beträchtlicher Höhe sehr flach gebaut, so daß sie den Strom, dessen Beet besonders vor Buenos-Ayres tief versandet ist, bei jedem Wasserstande übersetzen und in unmittelbarer Nähe vor der Stadt anlegen können.

Buenos-Ayres gefällt weder durch den Reiz seiner Lage, noch durch besondere Schönheit oder durch den Glanz seiner Bauten; was dem Besucher imponirt, ist die Größe, die ungeheure Ausdehnung der Bundeshauptstadt, ihr enormer Reichthum, vor Allem das großartige, eigenthümliche Leben und Treiben, welches ungeschwächt bis zur späten Abendstunde in den Straßen wogt, in den Cafés, Re-

staurants und Geschäften herrscht und den Hafen erfüllt, wo Schiffe jeder Größe aller Art und aller seefahrenden Nationen nebeneinanderliegen.

Leider ist der Hafen von Buenos-Ayres der denkbar schlechteste, so daß, wie bemerkt, die Schiffe in die sandfreie Mündung des Riachuelo einlaufen müssen, woselbst südwestlich der Hauptstadt ein ganz neuer Stadttheil, die „Bocca", entstand, deren Häuser aus Eisen hergestellt sind.

Buenos-Ayres selbst, administrativ in acht Sectionen eingetheilt, ist auf ebener Fläche vollkommen regelmäßig erbaut. Die engen, schlecht gepflasterten Straßen, durch welche fast durchaus ein Pferdebahnnetz gelegt ist, laufen auf das Stromufer senkrecht und werden von den Querstraßen derart rechtwinkelig geschnitten, daß sich ganz regelmäßige Häuserblöcke, Quadres genannt, ergeben. Eine Quadreseite hat 100 Meter Länge und bildet den Maßstab für Orientirungen, Distanzmessungen u. s. w.

Die Häuserfronten sind eben so unansehnlich wie in Montevideo, doch auch hier kann man das Interieur derselben, die herrlichen Marmorhöfe, nicht genug bewundern.

Eine Eigenthümlichkeit der Stadt sind ihre zahlreichen, überaus großen Plätze, von denen der ansehnlichste der „25. del Mayo" ist, dessen ungeheures Viereck mit hübschen Anlagen und einer doppelten Reihe reizender Pindopalmen geziert wird.

In der Mitte des wie landesüblich mit dem Datum der durch die Abschüttelung der spanischen Oberhoheit erlangten Selbstständigkeit bezeichneten Hauptplatzes erhebt sich ein schlanker Obelisk, auf dessen Spitze die Statue der Freiheitsgöttin thront. Hier befinden sich die hauptsächlichsten öffentlichen Bauten, so der Palast des Präsidenten, der Regierungspalast („das rothe Haus"), der Säulentempel der Kathedrale, das bischöfliche Palais, das Haus der Deputirten. Hier mag bei der letzten diesjährigen Volkserhebung das schwere Geschütz der Flotte, die, auf der Seite der Revolution stehend, die öffentlichen Bauwerke von nächster Nähe bombardirte, übel genug gehaust haben. Außer der Kathedrale zählt man noch 23 Kirchen, darunter das im gothischen Style erbaute deutsch-evangelische Gotteshaus.

Buenos-Ayres besitzt 11 Theater, worunter die bedeutendsten das Colon-Opera und das Politheama sind. Letzteres hatte Adelina Patti mit ihrer ganzen Gesellschaft über die Saison gepachtet. Ein bescheidenes Plätzchen kostete 20 Pesos Papier (damals circa 35 fl.); die speculative Sängerin machte brillante Geschäfte.

Die Hôtels, zumeist von Franzosen geführt, sind ganz vortrefflich, allerdings nach europäischen Begriffen theuer, wie ja das dortige Leben überhaupt; anzuempfehlen wären das „Grand Hôtel Europa", „de la Paix", „de Province". Ebenso gut sind die Restaurants und Cafés, die Lunchhalls, Bierkneipen und die Osterias. Das Straßenleben von Buenos-Ayres ist bunt und lebendig. Ein gelungenes Bild bietet früh Morgens der berittene Gaucho (Landesbewohner), welcher seine Kühe oder Ziegen von Haus zu Haus treibt, überall nach Bedarf sein Vieh melkt und die Milch frisch von der Quelle verabreicht. Merkwürdig ist der Anblick der vielen Pferde, die inmitten des Straßengetümmels, zuweilen mit einer Fußfessel versehen, ohne jede Aufsicht ihrer diversen Reiter harren. In Südamerika fährt oder reitet Jeder; es ist dies in der enormen Billigkeit der Beförderungsmittel begründet. Officiere und Truppenabtheilungen sieht man selten, sehr stark hingegen ist das Aufgebot von Polizisten, besonders vor und nach dem Theater, sowie bei anderen öffentlichen Versammlungsorten.

Unter den 400.000 Einwohnern von Buenos-Ayres befinden sich sehr viele Fremde, auch Oesterreicher und eine bedeutende Anzahl Deutscher. Die in Südamerika lebenden Oesterreicher, zumeist Dalmatiner, sind Rheder, Krämer oder Matrosen. Der Sammelpunkt aller Fremden ist der internationale Fremdenclub, wo man sich zum Umgange der spanischen Sprache bedient. Die Deutschen haben sich einen besonderen Club, den deutschen Turnverein, gegründet, woselbst es häufig sehr lustig zugeht.

Der Stamm der eingesessenen Bevölkerung ist spanisch, wie überhaupt das ganze Gepräge der Stadt. Die Männer sind liebenswürdig, gastfreundlich und besitzen sehr gefällige Umgangsformen. Theils Großgrundbesitzer, theils in politischen oder administrativen Würden und Aemtern, bringt sie ihr Hang zur Intrigue und finanziellen Mißwirthschaft in gegenseitige blutige Conflicte, wie ja die Geschichte des Landes hinreichend beweist. Die Frauen der Stadt, in der Jugend von seltener Anmuth und Schönheit, neigen in ihren mittleren Jahren durchwegs zu einer starken Körperfülle, was aber nach südamerikanischen Begriffen der Schönheit keinen Eintrag thut. Im Gegentheil.

Von Buenos-Ayres führt heute bereits ein Netz von Eisenbahnen nach allen Richtungen. Die hauptsächlichsten Linien sind: Nach Süden bis Bahia blanca, dem beliebten Seebadeorte. Nach Westen durch die ungeheuren Pampas bis Mendoza, von welchem Orte die Verbindung über den Kamm der Anden bis zum Stillen Ocean hergestellt werden soll. Nach Nordwesten über Cordobá nach Tucuman und endlich nach Norden über Rosario nach Sta. Fé.

Der La Plata und sein Stromsystem wird von Buenos-Ayres auch auf großen Flußdampfern befahren. Die wichtigste, interessanteste und längste Flußlinie (an 3000 Kilometer) ist die von Buenos-Ayres nach der brasilianischen Provinz Matto Grosso, und diese Route will ich zunächst ins Auge fassen:

Hat man Buenos-Ayres zu Schiff verlassen, so gelangt man nach mehrstündiger Fahrt auf dem La Plata in den eigentlichen Paranáfluß. Wer auf einer Reise großartige Naturschönheiten genießen will, dem ist keine Vergnügungstour auf dem unteren Paraná anzuempfehlen. Und doch ist diese eintönige Wassermasse für den Reisenden nicht uninteressant.

War vorher am Horizonte kein Land zu unterscheiden, so befindet man sich jetzt — nach Passirung der Insel M. Garcia, woselbst der mächtige Uruguaystrom sich mit dem Paraná in das La Plata-Becken vereinigt ergießt — in einem ungefähr 800 bis 1000 Meter breiten Canal, dem Hauptarme, während rechts und links zahlreiche Nebenarme eine Reihe von Inseln bilden, die bei hohem Wasserstande sämmtlich überschwemmt sind. Das sich dem Auge darbietende Bild ist eintönig. Wasser und gänzlich flache, unbewohnte, mit niederem Buschwerk besetzte Inseln.

Nach ungefähr sechsundzwanzigstündiger Fahrt erreicht man das zweite Emporium der Republik, die Stadt Rosario, welche als Stapelplatz für den ungemein wichtigen Export von Weizen und Schafwolle der Hauptstadt in jeder Beziehung bereits Concurrenz macht. Die Stadt selbst, regelmäßig und einförmig gebaut, macht keinen besonderen Eindruck, doch ist sie reich und lebhaft und besitzt einen schönen Hafen, in welchem zahlreiche Dampfer und Segelschiffe liegen, sowie einige größere Fabriken. Rosario ist der Ausgangspunkt der Hamburger Packetdampfer, die direct den Verkehr zwischen Deutschland und Südamerika vermitteln. In dieser Stadt befindet sich auch das letzte österreichisch-ungarische Consulat bis Asuncion und ein großer deutscher Club.

Der Aufenthalt hier, wie überhaupt in allen größeren Stationen, verlängert sich durch complicirtes Laden und Löschen. Die Hafenanlagen sind eben noch jung und das Personale wenig geschult. Von einem Einhalten des Fahrplanes ist keine Rede. Uebrigens verhindern dies auch Winde, Nebelwetter und Sandbänke.

Man kann die Fahrt von Buenos-Ayres bis Rosario viel schneller, wenn auch nicht bequemer mit der Eisenbahn machen; Viele ziehen den Landweg aus dem Grunde vor, weil die Fahrten im La Plata-Becken zwischen der Insel



Pampa um Buenos=Ayres.

M. Garcia und Buenos-Ayres bei stürmischem Wetter auf den flachgebauten Flußschiffen zu den allerunangenehmsten Reisen zu zählen sind.

Die 270 Kilometer lange Linie wird von den Eisenbahnzügen, die blos zwei Wagenclassen und durchgängige, sogenannte amerikanische Waggons ohne besonderem Comfort besitzen, in fünf bis sechs Stunden zurückgelegt, doch ist der Verkehr fast nur auf Personen beschränkt, da die Güter natürlich alle auf dem billigen Wasserweg transportirt werden.

Kaum hat man Buenos-Ayres per Eisenbahn verlassen, befindet man sich in der eigentlichen „Pampa". Noch gewahrt man hin und wieder schloßartige Bauten inmitten dieser endlosen, weglosen, grünen, fast absoluten Ebene, doch bald verschwinden diese Sommersitze der reichen Städter und der eigenthümliche argentinische Rancho, die Lehmhütte, tritt in den Vordergrund.

Die Pampa um Buenos-Ayres ist äußerst viehreich; man bemerkt ungeheure Heerden fetten Rindviehes, Pferde und hauptsächlich Schafe. Ausgedehnte Gehöfte von etwas besserer Bauart, die Wohnsitze der Viehzüchter (Estanzieros) fliegen an unserem Auge vorüber. Längs der Bahntrasse bleichen die Knochen gefallener Thiere, zahllose Vögel der mannigfachsten Art schwirren durch die Luft. Da die Bahnlinie nirgends eingezäumt ist, kommt es nicht selten vor, daß die Maschine anhalten muß, wenn gerade eine starke Heerde über den Bahnkörper schreitet.

Man passirt die lebhaften Orte S. Martin, Campian Zárate. Später bei S. Pedro fährt man durch Mais- und Weizenfelder, ungeheure Complexe scheinen hier angebaut zu sein, bei Ramillo und St. Nikola sieht man Mühlen und einige Fabriken, dann gelangt man auf den Bahnhof von Rosario, von wo die Fahrt im Omnibus über Stock und Stein bis in das „Hôtel Oriental" keinen besonders angenehmen Beschluß dieser Reise bildet.

Nach dieser kleinen Abschweifung zurück zur Abfahrt von Rosario. Der Dampfer verläßt den Hafen und setzt sich stromaufwärts in Bewegung. Wieder zeigt sich unseren Blicken dasselbe monotone Bild, welches die Landschaft unterhalb Rosario charakterisirte: Die an 1500 Meter breite Fläche des Hauptarmes, flache, grün bebuschte Inseln, ein seltsames, aber intensives Colorit des dunstreichen Horizontes. Der Verkehr zu Wasser ist sehr stark, es vergeht keine halbe Stunde, ohne daß man irgend einem Fahrzeug begegnen würde.

Erst nach zwölfstündiger Bergfahrt von Rosario nähert man sich einem der eigentlichen Ufer des Stromes, und zwar seinem linken, der „Barranca" von Entre Rios. Barranca nennt man hier jene bis 100 Meter hohe Terrain-

figuration, die sich längs des ganzen Ufers des Bundesstaates Entre Rios bis Corrientes hinzieht und den steilen Absturz des Hügellandes bildet. Die Barranca ist vielfach ganz pittoresk gestaltet, mit Bäumen und Buschwerk besetzt, so daß wir mit Freude diese angenehme Veränderung der bisherigen Einförmigkeit begrüßen. Hin und wieder gewahrt man freundliche Niederlassungen, und wo der Einblick in das Hinterland möglich ist, zeigt sich eine wellige, wasserreiche Ebene, die mit einem grünen Teppich überzogen ist, einem Teppiche, hervorgebracht durch überkräftigen Graswuchs und fremdartiges Buschwerk. Hier, inmitten der von Millionen Rindern belebten Weidegründen, lebt der eigentliche argentinische Gaucho, der sich stolz als Herr des Landes fühlt und jeden Fremden verächtlich als „Gringo" (Spottname) behandelt.

Der Gaucho ist der directe Abkömmling jener ersten spanischen Ansiedler, die zur Zeit der Entdeckung der La Plata-Länder, also zu Beginn des 16. Jahrhunderts, eingewandert, sich im Laufe der Zeiten wohl auch mit indianischem Blute vermengten. So hat der Gaucho die Eigenschaften beider Rassen geerbt, keineswegs aber vorwiegend die guten.

Sein Handwerk ist Reiten, Viehhüten und Schlachten. Hei! wie keck er im Sattel sitzt und dahinjagt über den weiten Plan; wie er den Lasso schwingt und die „Boles"[1] wirft, kein Rind entgeht ihm; wie kühn sein Auge aus dem gelbbronzigen, hageren Gesichte blitzt und das lange, schwarze Haar im Winde flattert!

Sein Haus ist eine dürftige Hütte, durch die Wind und Wetter Einzug hält; krumme Baumäste bilden das Fachwerk, Koth das Baumaterial, Schilf die Decke. Seine Hauptnahrung ist Fleisch, Brot vermißt er nicht. In der Jugend tollen Liebhabereien, dem Trunk und Saitenspiel nicht abgeneigt, wird er später ein relativ guter Ehemann. Seine Frau und die Kinder sind stets reinlich gekleidet und wissen sich sehr gut zu benehmen. Trittst Du in einen elenden Rancho, so wird dich die Doña mit gewählten Worten im besten Spanisch willkommen heißen und Dir mit viel Grandezza die Bomilla[2] mit dem, dem Argentiner ganz unentbehrlichen Paraguaythee reichen, an der dann nach Dir die ganze Familie der Reihe nach saugen wird.

---

[1] Boles nennt man Bleikugeln, die an den Enden eines zweitheiligen meterlangen Seiles angebracht sind. Die einzufangenden Thiere werden zum Falle gebracht, wenn man ihnen die Boles geschickt zwischen die Füße schleudert.

[2] Bomilla ist die Knolle einer kürbisartigen Frucht, aus welcher der Matté mittelst eines metallenen Rohres gesaugt wird.

Estanzia und Gauchos.

Die Kleidung des Gauchos besteht aus dem „Poncho“ und weiten Beinkleidern. Ein kleiner Filzhut bedeckt das Haupt, öfter ist das lange Haar nach Indianerart blos mit einem bunten Tuche gefesselt. An den Stiefeln, manchmal auch auf den nackten Füßen geschnallt, tragen sie übergroße zackige Sporen, ihre Hauptwaffe ist das lange, haarscharfe Messer, unter Umständen auch der Lasso. Der Gauchos Religion gipfelt im Aberglauben, Schulbildung kennen sie nicht, schreckliche Flüche würzen ihre Rede, Arzt ist jeder sich selbst.

So lebt der Gaucho zumeist einzeln als Viehzüchter oder Hüter in dem „Camp“ von Entre Rios. Weglos erscheint das liebliche, grüne, hügelige Land, und besitzt im Innern sehr wenige und ganz bedeutungslose Orte. Die Communicationsmittel sind sehr primitiv, wenn wir von der einzigen jüngst eröffneten Bahnlinie Paraná-Conception del Uruguay, die das Land in der Mitte, die beiden Flüsse miteinander verbindend, durchquert, absehen.

Hie und da verkehren Postwägen. Nichts ist origineller als so eine Fahrt in einer südamerikanischen Diligence. Nur der Spur früherer Geleise folgend, jagt man dahin in der alten, rasselnden Kutsche. Die vier bis sechs Zugpferde werden nicht kutschirt, sondern von Reitern geleitet, voran, den Weg weisend, reitet ein Einzelner. So geht es über Stock und Stein, immer im Galopp durch Gräben und Moräste, und erreicht man die nächste Station, so werden die arg mitgenommenen Pferde einfach laufen gelassen, frische eingefangen und vorgespannt.

Waaren aller Art werden in den „Camp“ durch hochräderige Karren, die mit sechs bis acht Ochsen oder seltener mit Pferden bespannt sind, eingeführt. Ganze Karavanen, von Reitern escortirt, ziehen so durchs Land, im langsamen, mühevollen Schneckengange. Die Ochsen werden von der Karre aus mittelst eines ungeheuer langen, mit einer eisernen Spitze versehenen Stabes geleitet. Die Zwischenstationen bilden einsame Schänken, „Almacen“ oder „Polichen“ genannt, wo mitunter recht wüste, räuberische Gesellen Zusammenkünfte abhalten. Ueberhaupt reist man als einzelner Europäer im „Camp“ von Entre Rios oder Corrientes nicht ganz gefahrlos; doch habe ich die Erfahrung gemacht, daß man als solcher, mit einem guten Remington-Repetirgewehr ausgerüstet und gut beritten, keineswegs einen Zusammenstoß mit dem Gaucho zu scheuen braucht, da dieser, im Gebrauch des Messers und Lossos wohlbewandert, sich im Schießen, obzwar mit Ausnahmen, ziemlich ungeschickt erweist, in jedem Europäer einen nur zu guten und unfehlbaren Schützen anzunehmen geneigt ist, diesfalls ohnehin jedes Rencontre vermeidet. Die in Entre Rios und Corrientes lebenden

Europäer ziehen jedoch die Niederlassungen am Ufer des Rio dem wilden Leben im Camp vor. Die Jagd im Camp ist ebenso mannigfaltig, als ergiebig. Man schießt Rebhühner und Martinettas (eine Rebhuhnart in der Größe unserer Haushühner), Tauben, Strauße, ganz abgesehen von dem tausendfachen Wasserwilde in den Sümpfen und Canälen. Da giebt es ferner Hirsche, Rehe, Gürtelthiere und nicht selten stößt man auf Spuren des gefürchteten Jaguars, der seine räuberischen Nomadenzüge von seiner nördlicheren Heimat bis hierher ausdehnt.

Paraná mit etwa 18.000 Einwohnern ist die Hauptstadt des Staates Entre Rios. Früher, als die 13 Staaten des argentinischen Bundes gegen das mächtige, sich separirende Buenos-Ayres, welches, an der Ausgangspforte des ungeheuren Wasserstranges gelegen, den ganzen Handel der übrigen Staaten lahmlegen wollte, coalirt zu Felde zogen, war Paraná die Hauptstadt der ganzen Conföderation und noch heute suchen die unruhigen Bewohner auf die politischen Ereignisse bestimmend einzuwirken.

Die Stadt ist auf der über 100 Meter hohen Barranca etwas landeinwärts gelegen, so daß man sie nach circa vierzehnstündiger Bergfahrt, von Rosario ankommend, vom Schiffe aus nicht gewahrt.

Drunten am Fuße der fast senkrechten Uferbildung liegen die unscheinbaren Häuser des Hafenplatzes auf der ungemein schmalen Strandfläche, darunter auch das gute Einkehrhaus, die „Fonda al puerto".

Der Schiffsverkehr, obzwar nur ein localer, ist hier sehr lebhaft, denn es werden die Producte einer großen Töpferei, Kalkstein aus den ergiebigen Brüchen, ferner Kalk geladen.

Nicht ohne Unbehagen vertraut man sich, um in die Stadt zu gelangen, der alten, vierspännigen Kutsche an, welche, von den Pferden im vollsten Galopp gezogen, die überaus kühne Wegsteile rasselnd und schwankend empor rollt. Die den Hafenort mit Paraná verbindende Pferdebahntrasse windet sich in zwei bis drei Serpentinen die steile Uferböschung hinauf, jedoch verkehren die Waggons höchst unregelmäßig und selten.

Auf dem hügeligen Plateau führt eine wohlgehaltene Zeile der Stadt zu, überall gewahrt man saubere, flachgedeckte Häuser mit anspruchslosen, jungen Gärten. Der Rundblick von da droben ist ungemein anziehend und ganz eigenartig: Landeinwärts liegt die buschige, wellige Ebene, die Stadt mit mehreren Thürmen, ringsherum Felder und Gärten. Majestätisch rauscht zu unseren Füßen der ungeheure Strom, weiße Segel und dampfende Schlote ziehen auf seinem im hellen

Sonnenschein wie Silber erglänzenden Spiegel. In duftige Tinten getaucht erscheinen die zahllosen grünen Inselchen, die sumpfigen Canäle, die Auen am Horizonte in ungewisse Nebel verschwimmend. Die mächtige Wassermasse des Rio del Paraná windet sich in einem Knie um die vorspringende Halbinsel, hinter welcher die Hauptstadt liegt — überall Wasser!

Obzwar auch in Paraná schon das fremde Element durch die jährlich zunehmende Emigration festen Fuß faßt, so herrscht daselbst doch noch das reinste specifisch-hispono-amerikanische Leben am ganzen La Plata.

Die Häuser in den bald bergauf, bald bergab führenden Straßen sind im altcastilianischen Style erbaut: wenig Fenster nach der ärmlichen Front, das ganze Familienleben concentrirt sich im Hofe. Die vornehmen Familien halten sehr viel auf äußere Repräsentation, und mit Staunen sieht man ihre eleganten Equipagen sich durch die tiefsandigen Straßen des Städtchens mühselig fortbewegen; allerdings bringen diese Fuhrwerke den größten Theil des Tages vor den Hausthoren wartend zu.

In den Cafés und im Club der „Union civica" wird fleißig Politik gemacht und intriguirt. An Parteigängern mangelt es dem nicht, der für seine Sache im Campe draußen unter den messerkundigen, leicht empfänglichen Gauchos, denen ja Kampf und Aufregung Lebensbedingungen sind, Propaganda zu machen versteht.

Auf dem Platze, dem „25. del Mayo", wenn Mittags die Regimentskapelle die heimischen Habanneras ertönen läßt, lustwandeln die schwarzäugigen Doñas, in die altspanische Mantilla gehüllt, unter den Palmen, Jesuiten schleichen auf und nieder und in buntfärbigen Radmänteln promeniren stolz die Väter der Stadt; die rothhosigen schmucken Officiere und die Blüthe der männlichen Jugend aber ergötzen sich an den Tischen der Conditorei.

Zu den zahlreichen Kirchen der Stadt baute man 1889 eben die Kathedrale, die, wenngleich in Allem, in den Säulenhallen, der Ornamentirung, ja selbst den Statuen, mit Backstein hergestellt wurde, doch von großartigen Dimensionen und Ansehen zu werden versprach. Der jüngst fertiggestellte Regierungspalast von Paraná ist groß und prachtvoll. Hier ist der Sitz der localen Regierung, die bezüglich ihrer inneren Verwaltung von Buenos-Ayres vollkommen unabhängig ist. Blos die äußere Vertretung, die Marine und das stehende Heer ist national, doch hat jeder Gouverneur eine eigene kleine Armee, die aber nur zu polizeilichen Zwecken dienen soll.

Wenn das flache Land von Entre Rios auch fast gar keine Schulen besitzt, so hat Paraná ganz vortreffliche Lehranstalten, die zumeist in den Händen der Geistlichkeit liegen und von denen das Liceum die bedeutendste ist. Im Theater produciren sich hauptsächlich italienische Operngesellschaften vor einem sehr verwöhnten Publicum.

Weiters giebt es hier ein Gefangenhaus und eine Bank, oh, mißdeuten Sie nicht die unmittelbare Aufeinanderfolge in der Aufzählung dieser beiden Objecte!

Der Bahnhof ist ganz neu und sehr schmuck, doch ist der Verkehr bis jetzt ein äußerst schwacher.

Besonders lebhaft ist hier die Publicistik. Während sich die vollkommen unabhängigen Zeitungen in Buenos-Ayres, deren es eine Unzahl in allen Sprachen giebt (die deutsche La Plata-Zeitung), eine gewisse Reserve freiwillig auferlegen, spottet der brutale Ton und die unästhetischen bildlichen Darstellungen in den Journalen von Paraná aller Beschreibung.

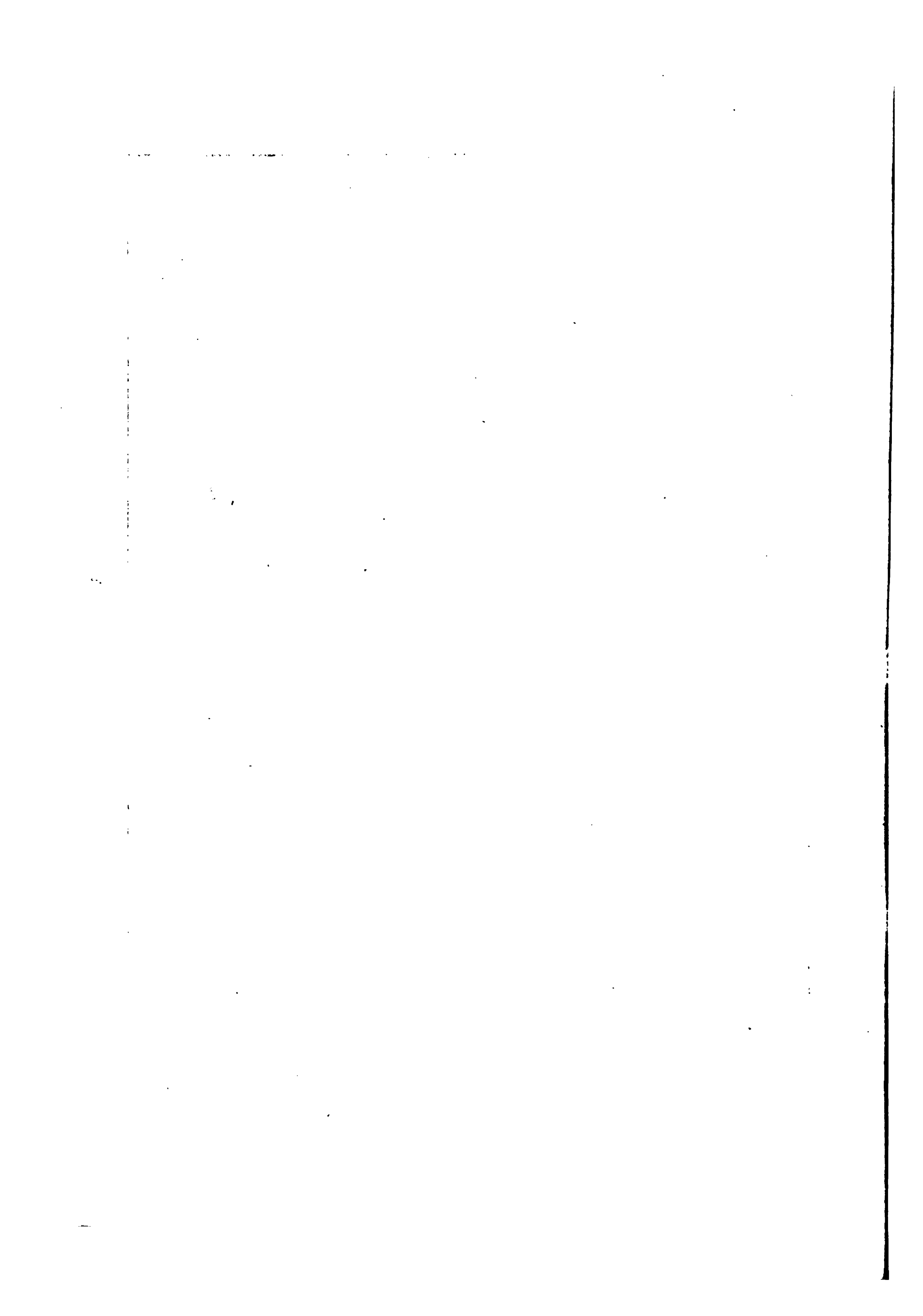
Die Gasthöfe sind nach den Landesbegriffen gut. Freilich, wenn ein Hôtel stark besetzt ist, muß man auf das Alleinbewohnen eines Zimmers verzichten. Man zahlt hier vier bis fünf Pesos Papier pro Tag für die Schlafstelle und Verpflegung. In letztere ist inbegriffen: der Frühkaffee, das Frühstück um 11 und das Diner um 6 Uhr. Französische Küche giebt es hier nicht mehr, die Mahlzeiten sind sehr schlecht, die Weine gefälscht.

Was die in den La Plata-Staaten geltende Währung anbelangt, so ist dies bekanntlich der Peso, 5 Pesos = 1 Argentino = 1 Pfund Sterling in Gold, doch hat man blos Banknoten im Umlauf, deren Werth vielfach variirt, so zählte 1 Peso Papier zur Zeit des jüngstverflossenen Kraches nicht mehr als 1 Franc.

Zahlreiche Geschäftsniederlagen und ein buntes Straßenleben lassen uns die Stadt Paraná als lebhaft und anziehend erscheinen.

Gegenüber von Paraná, am jenseitigen Ufer des Stromes, liegt Sta. Fé, die Hauptstadt des gleichnamigen Staates. Der Localdampfer, welcher beide Orte miteinander verbindet, benöthigt zwei bis drei Stunden zur Ueberfahrt. Hier erweitert sich der Rio del Paraná zu einem seeartigen Becken, ein Gewirre von Nebenarmen, Lagunen und Inseln breitet sich auf einer über 7 Kilometer großen Fläche aus, und dort, wo der salzreiche, aus den Cordilleren kommende Salado einmündet, liegt in unmittelbarer Nachbarschaft von einer Reihe Teichen und Tümpeln das mosquitoreiche Sta. Fé in absoluter Niederung.

Ansiedlung am Paranà.



Entre Rios und Sta. Fé repräsentiren die größten Gegensätze. Der geologischen Zusammensetzung nach gehört ersteres der tertiären, letzteres der quartären Periode an. In Entre Rios steht die Viehzucht in ihrer höchsten Blüthe, Ackerbau wird von den Gauchos gar nicht betrieben. In Sta. Fé bestehen die größten und reichsten Ackerbaucolonien mit einer sehr bunt gemischten, eingewanderten Bevölkerung, es giebt erhaltene Straßen und ein Eisenbahnnetz, Dörfer mit Schulen und Kirchen. Die wichtigsten Colonien bei Sta. Fé sind St. Rosa, wo Spanier hausen, Helvetia, wo sich Schweizer niederließen. Producirt wird im Allgemeinen Weizen und Mais. Die Hauptstadt dieses Staates ist ebenso groß wie Paraná, jedoch als die älteste, von einer so gemischten Bevölkerung bewohnten Niederlassung ganz charakteristisch in Bauart und Anlage.

Acht Stunden nördlich von Paraná liegt Sta. Elena und in reizender, hügeliger Gegend — die Natur ist hier verhältnißmäßig reich und farbenprächtiger — gewahrt man die ungeheuren Fabriksanlagen der Dr. Kemmerich'schen Extractfabrik.

Unweit von Sta. Elena bei dem stillen, traurigen Campstädtchen La Paz verläßt man Entre Rios, und der Dampfer fährt längs des linken, nunmehr correntinischen Ufers. Die steile Uferbildung verschwindet, mit Ausnahme der hohen Formation bei dem reizenden Oertchen Bellavista, und üppige, hochstämmige Wälder bedecken nun Inseln und festes Ufer. Zahlreiche Vögel kreisen in der Luft.

Die Zeit an Bord verging Jenem nicht zu langsam, der sich zu beschäftigen wußte und in dem Genusse der landschaftlichen Bilder hinreichende Unterhaltung fand, der Scenerien, die trotz ihrer bisherigen Eintönigkeit zumindest durch den Reiz der Fremdartigkeit fesselten. Uebrigens Jeder nach seiner Art. Unter Vorsitz des Capitäns sammelte sich eine Gruppe Männer, welche Hazard mit sehr hohen Einsätzen spielte. Die biederen Großgrundbesitzer, die in Geschäften reisten und viel Geld bei sich führten, ließen keine Gelegenheit vorübergehen dasselbe loszuwerden. Andere spielten Schach. Eine Dame bearbeitete das verstimmte Clavier, während ein modisch gekleideter Stutzer dazu mit affectirter Stimme seine Habanera trällerte. In einem anderen Salon declamirte ein junger, argentinischer Dichter vor einem sehr andächtigen Publicum. Einige davon schlummerten unverzeihlicherweise während des langen Vortrages ihre Siesta. Der gute Mann hatte vor Begeisterung und Leidenschaftlichkeit bereits einen sehr rothen Kopf bekommen.

Besonders auffallend geberdete sich ein argentinischer Oberst mit seinem Adjutanten, einem flachshaarigen Bayer, der seine Nationalität, so gut es

ging, zu verbergen trachtete. Der Oberst führte einen kleinen Indianerknaben, den er auf einem seiner Streifzüge erbeutet hatte, und einen großen Affen mit sich. Während der arme Junge zerlumpt, vor Schmutz starrend auf Deck herumlungerte, aß der bunt geputzte, unartige Vierhändler mit seinem Herrn bei Tisch. Die beiden Biedermänner kehrten eben von einem Streifzuge gegen einen Indianerstamm zurück, und der gemüthliche Bayer rühmte sich an 60 Rothhäute eigenhändig niedergemacht zu haben.

Später nach Tisch, als der würdige Regimentscommandant bereits sehr stark angeheitert war, spielte er seine Guitarre und sang mit heiserer Stimme Romanzen.

Oesterreichische Reisegefährten trifft man hier sehr selten, doch sind unsere braven Dalmatiner unter dem Schiffsvolke genug häufig zu finden. Wie sich so ein Bursche freut, wenn man ihn italienisch anspricht, worauf er, der Slave, es eben so schlecht erwidert und hierbei seine treue Anhänglichkeit an die heimischen Berge und die blaue Adria nicht genug feurig manifestiren kann. Wir haben Ursache, auf unsere Matrosen stolz zu sein. Auch hier am La Plata gelten sie als die besten Seeleute und mit Recht. Zähigkeit ist dem Dalmatiner als Slaven angeboren, seine Bildung und Gewandtheit dankt er dem Italiener, während deutsche Disciplin und österreichischer Geist ihn tapfer und verläßlich machen. Norddeutschen begegnet man auf Reisen häufiger, da die Einwanderung aus Deutschland nach Argentinien noch immer im Zunehmen begriffen ist.

An Bord hatten wir noch eine eigenthümliche Species von Geschöpfen, die ich eigentlich nicht so gemeinhin unter dem Sammelnamen „Thiere" anführen möchte. Eines würdigen Repräsentanten wurde bereits Erwähnung gethan, des dem lustigen Colonelo gehörigen, geputzten Affen, der mit zu Tische saß. Solcher possierlicher, aber in den meisten Fällen höchst unmanierlicher Kapuzineraffen gab es auf dem Schiffe eine große Zahl. Sie vertreten in Südamerika, wo es keine einheimischen Luxushunde giebt und die importirten Rassen kümmerlich vegetiren, die Rolle dieser menschlichen Trabanten, an deren Launen man sich so rasch gewöhnt und von denen man ebenso wie von diesen hinreichend tyrannisirt wird. Außer den gezähmten Affen gab es einen Waschbären, der seinem zärtlichen Gebieter die Brocken aus dem Munde nahm, und einen zahmen Marder, der sich von der Schulter seines guten Herrn nicht trennte. An windgeschützten Stellen des Oberdeckes waren bunte Vögel aller Art verwahrt, worunter mir ein abgerichteter Sumpfvogel ein besonderes Interesse einflößte. Den wissenschaftlichen Namen konnte ich nicht erfahren. Unter seinem

Riesenschnabel befand sich ein großer Schlauch, während eine ungeheure Federnmähne den Hals zierte. Der verhältnißmäßig kleine Körper wurde von ein Paar sehr hohen stelzenartigen Beinen getragen. Höchst amusant war es, dem Geschwätze der grünen Papageien zu lauschen, die sich mit ihrem Kauderwälsch Rede und Antwort stellten und zugleich mit ihrem losen Schnabel die Gesinnungen ihrer spanisch sprechenden Lehrmeister gegenüber den portugiesischen Nachbarn verriethen.

„Tam, Tam, Quien es? Pedro picero Portugez, à la otra Puerta, aqui no es!" (Wer ist's? Der Schelm von Portugies? Zur andern Thüre, hier giebts nichts.)

Oder: „Lorito real, para Espanna, no para Portugal." (Königlicher Lorito für Spanien, aber nicht für Portugal.)

Vor uns liegt endlich nach viertägiger Reise von Buenos-Ayres das sonnige Corrientes. Die Temperatur ist schon ganz merklich gestiegen. Wir benützen den mehrstündigen Aufenthalt, um die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz zu besichtigen. Eine tiefsandige Straße mit ganz unbedeutenden, niederen Häuserfronten führt zum Hauptplatze, welcher auch hier „25. del Mayo" benannt ist. Inmitten einer von Palmen eingefaßten Parkanlage erhebt sich — aus elendem Materiale angefertigt — die Freiheitssäule, welcher gegenüber der im maurischen Style erbaute Regierungspalast steht, vor welchem eine sehr wenig Vertrauen einflößende zuavenartig uniformirte, zumeist aus Farbigen zusammengesetzte Wache herumlungert. Denken wir uns noch einige senkrechte und Querstraßen, einige größere Kaufläden und Cafés, so haben wir das ganze Bild von Corrientes, dessen Umgebung wassereich und wenig bevölkert ist. Trotzdem treibt Corrientes, welches die letzte argentinische Stadt gegen die Republik Paraguay ist, dorthin einen ganz bedeutenden Handel und befinden sich daselbst mehrere größere deutsche Kaufleute.

Kurz ober Corrientes verläßt der Dampfer den Paraná, der in seinem Mittellaufe wegen der großen Katarakte sich zur Schifffahrt nicht mehr eignet, und fährt in dessen rechtsseitigen, vom Norden kommenden Nebenfluß, den Rio del Paraguay, ein.

Wie durch einen Zauberschlag ändert sich jetzt die Scenerie. Die beiden Ufer nähern sich auf durchschnittlich 500 Meter. Hochstämmige Baumriesen, über deren Kronen noch die schlanken Palmen sich im milden Hauch des Windes wiegen, breiten sich auf den Ufern und viele Meilen landeinwärts aus, während Schlinggewächse und fremdartige Luftpflanzen von intensiver Färbung uns den Blick in jene geheimnißvollen, sumpfigen Lagunen verwehren, welche der hochbeinige Flamingo sein Revier nennt.

Auf versandeten Uferbänken lagern Yacuarés. Es sind dies die südamerikanischen Krokodile, die eine Größe bis zu 5 Meter und darüber erreichen. Die grünlichen Reptilien lagern träge im Sande, lassen sich von der Sonne bescheinen, sie werden kaum verscheucht durch das Pusten des stromauffahrenden Dampfers oder durch das Rauschen der verdrängten Wassermasse, und manchmal fährt das Dampfboot im tiefen Fahrwasser so nahe an den Ufern vorbei, daß das Geäst mancher Bäume über die Deckverschanzung streift.

Im hohen Schilfe tummeln sich Capinchos oder Wasserschweine, es schleicht behendig eine Tigerkatze über die Böschung des Ufers. In den versumpften Niederungen hausen die Flamingos oder es halten dort hochbeinige Störche ihre Meetings, Gänse, Enten und anderes fremdartiges Federwild giebt es überall. Auf der dunklen Fläche des Stromes schwimmen die possierlichen Patos reales, eine Wildgansart, und Fische springen über die Fluth hin, daß ihr Schuppenkleid im Sonnenschein wie Silber blitzt, in den Lüften schwingen sich von Ufer zu Ufer oder von einem Baum in das Geäst des anderen Wild- und Raubvögel aller Art.

Die beiden Ufer sind wenig bewohnt. Das linke gehört bereits der Republik Paraguay an und selten gewahrt man eine der ärmlichen Niederlassungen. Das rechte Ufer jedoch, seiner ganzen Ausdehnung nach dem endlosen Gebiete des Gran Chaco angehörig, ist der Abschluß der großen Ebene, die, sumpfig und dicht bewaldet, von größtentheils feindseligen, wilden Indianerstämmen bewohnt ist. Hier findet man nur vereinzelte Missionen oder einsame Holzschlägereien.

Wer Jagdfreund ist — und welcher Mann ist es nicht? — dem wird der Anblick des so schußgerechten, mannigfachen Wildes eine helle Freude bereiten. Doch ist's Morden mehr als Jagen. Vom Deck unseres Schiffes werden förmliche Salven auf Alles sichtbare Wild abgegeben. Wer ein Gewehr und Munition mit sich führt, kann letztere bald los werden.

Halloh! Wie das getroffene Yacuaré sich windet, mit dem Schwanze den Sand aufwirbelt, um mit dem letzten Aufgebote der Kräfte seinen Gefährten zu folgen in die dunkle Fluth. Wenn die Kugeln knallen, wird die Thierwelt an den Ufern aus ihrem Stillleben rauh geweckt. Bald treiben todte Krokodile mit den weißen Bäuchen nach oben zu Dutzenden den Strom hinab.

Weit schwieriger trifft man die behenderen Vierfüßler oder die Vögel, zumal bei der ziemlich rasch fortschreitenden Bewegung des Standpunktes. Am interessantesten ist das Schießen auf die glänzenden, langhälsigen Patos reales, die sehr häufig in unserer nächsten Nähe schwimmen. Sie tauchen beim Schall

des Schusses blitzschnell unter, um in der Regel ungetroffen in einiger Distanz wieder auf der Oberfläche des Flusses zu erscheinen. Dies bietet genug Stoff zur Heiterkeit, denn vorschnell wird Mancher zu seinem Meisterschuß beglückwünscht. Leider kann man der erlegten Thiere nicht habhaft werden, denn unaufhaltsam dampft das Schiff gegen Norden, den zahllosen Windungen des Rio del Paraguay folgend. Die erste Station in der Republik Paraguay ist das Städtchen Humaitá am linken Ufer.

Gleich hier begegnet uns ein Stück Geschichte dieses durch seine Schicksale so interessanten Landes. Noch sehen wir zerschossene Häuser, die Ruinen der zerstörten Kirche, aufgewühlte Verschanzungen. In Humaitá war es, woselbst Mitte der Sechzigerjahre die von ihrem Feldherrn, dem Tyrannen Lopez, mit eiserner Disciplin zusammengehaltene Armee Paraguays heldenmüthig den übermächtigen Alliirten gegenüberstand. Hier kämpften 8000 Paraguayer hinter Verschanzungen gegen die verbündeten Brasilianer, Argentiner und die von Uruguay, welche unter dem nunmehr vertriebenen Conte d'Eu zu Wasser und zu Lande vordrangen, Humaitá nach entsetzlichen Verlusten nahmen, hierauf Lopez nochmals bei Itay in offener Feldschlacht schlugen und schließlich in Asuncion einzogen.

In Humaitá kamen ein Dutzend Personen, zumeist Frauen, an Bord. Sie waren weiß gekleidet; das gelbe, noch vollständigen Indianertypus tragende unschöne Gesicht contrastirte seltsam zu der blendend weißen Umhüllung. Sie plauderten und rauchten fortwährend Cigarren. Ihre Sprache, ein noch vollkommen erhaltener Indianerdialekt, welchem blos einige spanische Phrasen beigemengt waren, klang fremd und unarticulirt, ihr sonstiges Benehmen war frivol, doch unterthänig. Dies sind also die Epigonen der Jesuitenzöglinge!

Oberhalb Humaitás ändert sich die Landschaft von Neuem. Wenn auch der Charakter des Chacoufers derselbe bleibt, so gewinnt doch die paraguaysche Seite an landschaftlichen Reiz und an Leben. Im Hintergrunde erscheinen die blauen Ausläufer der Cordillere de los Montes, während sich, von den Fluthen des Stromes bespült, längs des Ufers große Orangenbaumwälder, welche den Reichthum dieser Gegend bilden, ausbreiten und freundliche Ortschaften, so Villafranca Villeta, St. Antonio u. a. m., aneinanderreihen. Bei letzterem Orte tritt der Gebirgszug ganz nahe an den Rio und culminirt in einem Basaltkegel, welcher wunderschön bewaldet ist. Zu den Füßen des Berges, bei Capo Angostura, sehen wir ungeheure Mengen Apfelsinen angehäuft. Weißgekleidete Frauen verladen die goldenen Früchte auf große Segelbarken, welche an dem langen, schmalen Lan-

bungssteg befestigt liegen. Singend schreiten die weißen Gestalten, eine hinter der anderen mit den vollen Körben auf den Köpfen, in zwei Reihen von und zu den Schiffen. Der Rhythmus des Liedes klingt rauh, die Worte läppisch und sie singen vielleicht doch auch von Lenz und Liebe.

Die Basaltformation begleitet den Paraguay von hier bis Asuncion und fällt in eine vielfach unterwaschene, wild zerklüftete, mit einem bunten Gemisch von allen möglichen Tropengewächsen überkleidete Barranca hinab zum Strom. Die Höhen erscheinen wie mit einem zusammenhängenden grünen Sammtmantel überzogen, während ein scheinbares Chaos aller erdenklichen Pflanzungen — Bananen-Palmenhaine, Kaffeegärten, Orangenwälder, dann mächtige Farren, Zuckerrohr und Maisfelder, sowie bunte Schlingpflanzen — die ganze Scenerie zu einem Paradiese gestalten. Dazwischen lugen blendend weiß die winzigen Häuschen der Paraguayer, umgeben von einer Unmasse üppiger, grellfarbiger Blumen. Befremdend wirkt der Anblick der vielen Grabstätten inmitten der Ansiedlungen; man pflegt hier in der Regel die Verstorbenen in den Gärten zu bestatten.

Jetzt werden die Häuser immer zusammenhängender. Es ist die Vorstadt Lambaré und nun um eine Ecke biegend, liegt Asuncion vor uns, die Hauptstadt der Republik Paraguay. Amphitheatralisch angeordnet mit zahlreichen, schönen, interessanten Bauten bietet Asuncion und sein gut besuchter, lagunenartig erweiterter Hafen ein ebenso ansprechendes, als überraschendes Panorama. Vor Allem leuchtet der von Lopez im schönsten Renaissancestyl erbaute Regierungspalast von seiner imposanten Höhe herab und weit hinaus über den Strom, in das Indianergebiet hinüber, dessen total ebene Fläche ferne am westlichen Horizonte zu verschwimmen scheint.

In Asuncion endet der Hauptverkehr der Dampfschifffahrt, doch findet man, außer der regelmäßig wöchentlichen Verbindung bis Conception, welches etwa 30 Stunden oberhalb liegt, noch genug Gelegenheiten, um gegen Norden fast bis zur äußersten Grenze der Schiffbarkeit vorzudringen. An Bord eines kleinen, unsauberen Personenschiffes dampfte ich nach längerem Aufenthalte in Asuncion nach Conception ab.

Gleich oberhalb Asuncion verliert das linke Ufer seine reizvolle Anmuthigkeit, es wird wieder ganz flach, und mit einer mäßigen Geschwindigkeit keucht der Dampfer stromaufwärts, vorbei an Waldungen, die sich in einer trostlosen Monotonie und Regelmäßigkeit meilenweit ausbreiten. Die weißstämmige Fächerpalme ist alleinherrschend; dürrer Graswuchs deckt den sandigen Boden der menschenleeren Wildniß.

Unweit der Hauptstadt gewahren wir an einer Inselspitze halb unter Wasser ein Schiffswrack, noch ein Ueberrest jener stolzen, tapferen, im Arsenale zu Asuncion unter Lopez gezimmerten Flußflottille, welche mit im Lande gegossenen Kanonen und einer durch eiserne Disciplin tollkühn gemachten Bemannung den Strom beherrschte, bis Corrientes, welches eingenommen wurde, vordrang und den Alliirten genug zu schaffen machte, bis endlich zum Schlusse des Krieges alle Fahrzeuge gerammt oder verbrannt wurden.

Unser kleiner Dampfer ist überfüllt, dabei steigt die Hitze von Stunde zu Stunde und wenn der Abend Kühlung bringt, wird man von Milliarden Mosquitos gequält, die, vom Ufer kommend, das Schiff umschwärmen.

Die Leute, welche das ganze Schiff mit ihren Habseligkeiten erfüllen, sind, wie ich mir nun erzählen ließ, Bewohner des am Rio Jejuy liegenden Städtchens S. Pedro. Dort war wieder einmal eine Revolution gegen die Regierung und deren Partei ausgebrochen. Da Hilfe aus Asuncion zu spät und ungenügend eintraf — die ganze Armee der Republik zählt heute blos 500 Mann — so mußten sich die wehrfähigen Regierungsgetreuen mit den Insurgenten herumschlagen, die durch allerlei zusammengelaufenes Gesindel verstärkt worden waren.

Jetzt war nun der ganze Rummel zu Ende; Blut ist dabei, wie ich hörte, sehr wenig geflossen, denn der Paraguayer weiß ebenso wie der Argentiner vortrefflich mit Messer und Lasso zu hantiren, beim Schießen, zumal als Tirailleur, stellt er sich furchtsam und ungeschickt an.

Wir hielten an der Mündung des Nebenflusses und der ganze Troß, vor den Unruhen geflohener Weiber, Kinder und Greise schifften sich auf einem kleinen Dampfer um, welcher sie nach S. Pedro überführte. Diese Gegend ist noch aus dem Grunde interessant, weil sich hier zwei große deutsche Colonisationsgesellschaften, beide mit denselben ungünstigen Erfolgen, etablirt hatten. Man erzählte mir Schauderdinge von dem Elende der dortigen deutschen Colonisten, doch erschien mir die Sache nicht ganz glaubwürdig, da im Stromsysteme des Rio Jejuys auch mehrere eingewanderte deutsche Aristokraten sich ankauften und dort recht zufrieden sein sollen.

Bei dieser Gelegenheit bemerke ich, daß in hierbei interessirten deutschen Journalen ein äußerst heftiger Federkrieg geführt wurde für und gegen die Colonisationsfähigkeit Paraguays. Die Einen lobten es, das Land als Paradies hinstellend, Andere verdammten es kurzweg. Nun sind die Meinungen und die Ansprüche so verschiedenartig, daß sich hier sehr schwer ein positives Urtheil fällen läßt; so viel ist gewiß, daß sich

einzelne Länderstriche ganz außerordentlich zur Colonisation, zum Ackerbau sowohl als zur Viehzucht eignen, wie man dies in der großen Staatscolonie S. Bernardino sieht und von dem nördlichsten Departement S. Salvador, welches ja ehemals sehr dicht bevölkert war, in Zukunft höchst wahrscheinlich sehen wird.

Endlich erreichten wir Conception. Dasselbe Bild! Ein mit Gras bewachsener, riesiger Hauptplatz, ein paar regelmäßig erbaute, von niederen Häusern eingefaßte Straßen, eine Unzahl Boutiquen, wo fragwürdige Getränke ausgeschenkt werden: dies ist Conception. Und doch ist dieses Städtchen für Paraguay ungemein wichtig, denn es ist der Stapelplatz für den über ganz Südamerika ausgebreiteten Handel mit dem bekannten Matté oder Paraguaythee, welcher alle Eigenschaften des Thees oder Kaffees, ausgenommen die aufregenden, besitzt und das eigentliche Nationalgetränk des Südamerikaners bildet. Im Westen von Conception, welches übrigens auch Viehzucht und etwas Gartenbau betreibt, breiten sich die ungeheuren, durch ihr ungesundes Klima berüchtigten Wälder, die Yerbales, aus, wo der Theestrauch wild wächst und von den Arbeitern mit harter Mühe und unter großen Strapazen gesammelt wird.

In Conception trat ich zum erstenmale in nähere Berührung mit Indianern. Es waren dies Leute vom Stamme der Lenguas, welche am gegenüberliegenden Ufer hausten und die mannigfache Beziehungen mit der Stadt täglich auf ihren schwankenden Canoes herüberbrachte. Sie hatten Felle und sonstige Jagdbeuten zum Verkaufe oder tauschten ihre Bogen und Pfeile gegen Kleidungsstücke um. Die harmlosen Rothhäute entäußern sich aber ihrer Waffen sehr ungerne und bedarf es beim Handel viel Geduld und Ueberredung von Seite des Liebhabers. Die Pfeile sind aus Bambusrohr hergestellt, oben mit einer Hartholz- oder seltener mit einer Eisenspitze, unten mit bunten Federn versehen.

Die Lenguas gehören der Familie der Antisaner an, welche in vielen verschieden gearteten Stämmen das große Gebiet zwischen den Osthängen der Anden und dem brasilianischen Gebirge bewohnen.

Auch die Lenguas sind in physischer Beziehung durch ihre intensiv kupferrothe Farbe, das schlichte schwarze Haar, das breite, aber nicht platte Gesicht mit markirten, nicht unschönen Zügen, die nach hinten eingedrückte, kurz erscheinende, äußerlich durch tief herabgehenden Haarwuchs beschränkte Stirn charakterisirt. Aus ihrem Antlitz spricht ein düsterer, theilnahmsloser Ernst, Trauer und Gedrücktheit spricht sich in ihm aus. Man schreibt ihnen, wie überhaupt dem Indianer, ein

äußerst geringes Denkvermögen zu und jede Combination ab. So haben sie keine Idee von Geld und Geldeswerth. Für ihren bescheidenen Arm- und Halsschmuck, der aus Thierzähnen oder Fischgräten oder Federn hergestellt ist, verlangen sie zwar immer einen Patagon, sehen aber jedes Papiergeldstück zu 5 oder 10 Centavos für einen solchen an. Höchst komisch ist es, wenn der Paraguayo, der ja selbst das Geld nur durch die auf demselben gezeichneten Thierbilder unterscheidet, seinen rothen Halbbruder bei irgend einem Handel überlistet und zum Besten hält. Uebrigens haben die Lenguas von ihren Nachbarn bereits Manches angenommen, doch ist es wohl kaum je das Gute gewesen.

Die nächste Gelegenheit, die wir zur Weiterfahrt nach Brasilien fanden, war ein Privatdampfer, ein alter, schmutziger Kasten, der in einer gecharterten großen Barke an 150 Pferde von Entre Rios nach Cuyabà schleppte. Es war ein Jammer mitanzusehen, wie diese armen zusammengepferchten Thiere roh und barbarisch behandelt wurden, wie wenig Futter und Wasser gereicht ward. Dabei stieg die Hitze immer mehr, zumal nach der Passirung des Wendekreises. — Die Kost, welche ein fragwürdiger, schwarzer Steward uns verabreichte, war unbeschreiblich schlecht. Es gab nur Carne seca, Pökelfleisch und schwarze Bohnen, das Ganze roch nach Maschinenöl, der künstliche Wein schmeckte nach Tinte. Doch muß ich jetzt gleich mittheilen, daß es gar nicht nöthig gewesen wäre, dieses Fahrzeug zu benützen, ja, daß man die ganze Fahrt von Montevideo bis nach Matto Grosso in einer Tour mit dem brasilianischen Regierungsdampfer, der, wenngleich nur einmal im Monate, jedoch regelmäßig verkehrte, hätte absolviren können. Hierbei bemerke ich, daß dieser Dampfer die kürzeste Verbindung zwischen Rio de Janeiro, der Hauptstadt, mit der Provinz Matto Grosso herstellt. Der Wasserweg währt drei Wochen; zu Lande gelangt man von Cuyabà auf Karawanenwegen nach Rio de Janeiro in zwei bis drei Monaten.

Haben wir oberhalb Conception den Wendekreis überschritten, so wird die Vegetation noch üppiger und viel farbenprächtiger als vorher. An den Ufern wimmelt es von Thieren aller Art und wenn man viel Munition mit sich führt, kann man auch diese bald verschossen haben.

Wir passiren die Ufergestade der nördlichsten Provinz Paraguays, San Salvador, welches früher wohl bebaut und bevölkert war, jetzt aber noch immer, in Folge des Krieges, entvölkert und verwüstet ist, wenngleich bereits einige Colonisationsversuche mit überraschend gutem Erfolge gemacht wurden. Am linken Ufer sehen wir einzelne Obraches, Halzschlägereien, woselbst sich Indianer zu leichten

Arbeiten heranziehen lassen. Auch haben hier englische Missionäre Stationen errichtet, doch bisher noch wenig Erfolge erzielt. Diese würdigen, mit Entbehrungen aller Art kämpfenden, todesmuthigen Männer klagen über die Charakterlosigkeit der Rothhäute, die, so lange sie krank oder hungrig waren, sich ihre Belehrungen gefallen ließen, die sich taufen lassen, nur um ein Geschenk zu erhalten und dann verschwinden für immer. So setzen sie noch die einzige Hoffnung auf die heranwachsende, nächste Generation. Oberhalb S. Salvador erhebt sich ein mäßiger Höhenzug, welcher das Ufergelände bis zur Einmündung des Grenzflusses gegen Brasilien, des Rio Apas, erfüllt. Jetzt sind die sumpfigen verödeten Ufer linksseitig schon brasilianisch, während rechtsseitig sich noch etwa 100 Kilometer der paraguayische Chaco nordwärts zieht.

Langsam geht unser Dampfer vorwärts. Die Kohlen sind ihm schon lange ausgegangen und stundenlang muß er von Zeit zu Zeit vor einer Obrache stehen bleiben, um seinen Holzvorrath zu ergänzen.

Dies kam uns aber damals sehr gelegen. Schon lange hatten mein zufällig gefundener deutscher Reisegefährte und ich uns gegen des schwarzen Koches undelicate Küche verschworen. Die langen Aufenthalte gaben uns nun die Gelegenheit, nach etwas eßbarem Wild zu streifen.

Bei diesen kleinen Streifzügen stießen wir sehr häufig auf lagernde Indianergruppen: Männer, Kinder und Weiber (unter Letzteren gewahrten wir zuweilen junge Mädchen, die uns durch ihre wilde Schönheit und durch überraschend plastische Körperformen in Erstaunen setzten), die vollständig nackt, vor Schmutz starrend, um ein Feuer kauerten und sich an einem fetten Tapir oder an dem weißen Yacaré-fleische gütlich thaten. Die Indianer verhielten sich durchaus friedfertig, ja apathisch.

So leben diese wilden Indianer, deren Anzahl man auch nicht annähernd feststellen kann, zum größten Theile als Nomaden, ernähren sich von dem Ergebnisse der Jagd, von den Früchten und Beeren des Waldes, der ihre Heimat ist. Der Cacique ist der Häuptling eines Stammes und besitzt auf die Seinen großen Einfluß und Macht. Aeußerlich kennzeichnet er sich durch seinen Kopfschmuck von Straußenfedern, reichere Arm- und Fußbänder aus bunten Federn, Fischknorpeln oder spitzen Thierzähnen, sowie hölzernen Amuletten. Sein Alter ist in der Regel sehr vorgeschritten, und da ihm von allen Beuten ein entsprechender Antheil gebührt, so kümmert er sich nicht mehr viel um die strapaziösen Streifzüge, der Leib wird dick, seine Muskeln schwinden. Ueberhaupt ehrt der Indianer das Alter. Während die jungen Krieger auf Beute- und Kriegszüge gehen oder aber sogar bei Holz-

schlägern sich zur Arbeit verdingen, lagern die Alten, Kranken und die Weiber auf einem geschützten Ort in Laub- und Erdhütten, ihrer Rückkehr thatenlos harrend.

Der Hausrath der Indianer ist unendlich primitiv. Aus Pflanzenfaserstoffen erzeugen sie Netze, aus dem Inhalt der wilden Baumwollknolle weben sie nicht ohne Geschick Säcke für den Transport, Hängematten für Kranke und für Kinder, die öfter zu mehreren auf den Rücken der Mutter fortgeschafft werden, dann verfertigen sie Ponchos als Schutz gegen die kalte Witterung, unter der die Rothhäute des Gran Chaco ganz außerordentlich zu leiden haben. Wenn sie in einer Hütte nächtigen, so wird darin ein großes Feuer fortwährend unterhalten, und in einer rauchgeschwängerten Atmosphäre, die einem Europäer den Tod brächte, befindet sich der Indianer außerordentlich wohl. Die Stämme, die am Flußufer wohnen, also mit den Weißen Verbindung halten, vermitteln den Handel nach dem Innern, einen Handel, der sich wohl nur auf Stücke von Roheisen, Messer, ausgemusterte Büchsen und ein Paar Pferden erstreckt. Auch im Innern des Chacogebietes besitzt der Indianer im Allgemeinen bloß Bogen und Pfeil als Waffe, die dessenungeachtet oft genug verderbenbringend ist, sowohl in den blutigen Kämpfen, in denen sich die Urbewohner gegenseitig aufreiben, als bei den Ueberfällen, welche die kriegerischen Bewohner der Gobernacion del Chaco, also im Süden dieses Gebietes, gegen die dort etablirten Colonien von Zeit zu Zeit ausführen. Freilich folgt einem solchen Ueberfall sofort die Nemesis, indem die zwei in Resisdenzia, der großen Grenzcolonie gegenüber Corrientes garnisonirten argentinischen Cavallerieregimenter eine blutige Razzia vornehmen, bei der Alles, Weiber, Kinder, Greise schonungslos niedergemacht wird, was dann zur Folge hat, daß die Linie der argentinischen Grenzforts, die Linie der Civilisation, um ein paar Kilometer weiter vorwärts angelegt werden kann.

Der Chaco-Indianer kennt ein besseres Familienleben als der benachbarte Paraguayo, und in dieser Beziehung könnte er wohl mit dem Dichter sagen: „Wir Wilden sind doch bessere Menschen."

Ich sah ältere Indianer „blos die bedrohte Ehre" ihrer Familien mit dem Messer in der Faust entschlossen vertheidigen.

Eine Gesellschaft Lenguas setzte einst über den Rio del Paraguay, an einem Tage, wo ein heftiger Pampero ihr leicht gebautes Canoe ungemein gefährdete. In der That schlug es in der Mitte des Stromes um. Mühselig retteten sich die Leute und ich sah, mit welch todesmuthiger Anstrengung es einer Mutter gelang, durch das vom Sturm aufgewühlte Wasser, welches überdies an dieser Stelle sehr reißend war, mit ihrem kleinen Jungen, den sie sich fortwährend

mit einem Arme über Wasser zu halten bemühte, erschöpft ans diesseitige Ufer zu schwimmen. Allerdings war das Kind bis dahin schon todt. Die Mutter, die unverzagt für das Kind ihr Leben einsetzte, verlor jetzt keine Thräne. Mit stoischer Ruhe machte sich die rothe Sippe daran, das Canoe zu bergen und sodann den Schauplatz zu verlassen. Das Kind blieb liegen. Mit Mühe gelang es dem Hafenpolizisten, die Leute zu veranlassen, es mitzunehmen. Ich bin überzeugt, daß sie es später doch wieder weggeworfen haben.

Edlere Gefühlsausbrüche irgendwelcher Art kennt der ungezähmte Indianer nicht, phlegmatische Apathie charakterisirt ihn in den meisten Fällen. Zu den Gewohnheiten der Indianer gehört es, aus einer kleinen hölzernen Pfeife allerlei Kraut zu rauchen. Wenn sie Mais habhaft werden, so verfertigen sie sich daraus eine Art Bier, indem die Körner zerkaut und sodann die ganze Masse in ausgehöhlten kürbisartigen Früchten zum Gähren gebracht wird. Selbst berauscht, verliert die Rothhaut wenig von der ihr angeborenen Würde.

Ich sah wenig stark tättowirte Indianer. In der Regel malen sich blos die Frauen mit selbst erzeugten weißen und rothen Farbstoffen Gesicht und Arme.

Bei jungen Lenguaskriegern beobachtete ich eine eigenthümliche Tragart der Haare. Dasselbe war in einem langen schwarzen Zopf geflochten und im Vereine mit einem Miniatur-Backenbärtchen sahen die Bursche ganz erstaunlich aus. Sonst trägt der Indianer keinen Bart und die ohnehin spärlich sprossenden Keime werden sorgfältig mittelst einer hölzernen Zange ausgerissen.

Zu Pferde spielt der Antisaner eine jämmerliche Figur. Seine Sprache, die wie das Lallen kleiner Kinder klingt, scheint keinen großen Wortschatz zu bergen.

Ich glaube, daß diese Indianer Anbeter der Himmelskörper sind, doch konnte ich keinerlei Religionsübungen, kein fröhliches Fest und keine Spiele beobachten.

Bei diesen Gelegenheiten und bei späteren Wanderungen lernte ich den eigenthümlichen Charakter des Gran Chaco genauer kennen und das typische Bild desselben mit den unendlich mannigfachen Schattirungen aller Formen der Thier- und Pflanzenwelt. Ein breiter Gürtel undurchdringlicher, sumpfiger Wildniß, gleichsam eine Barrière gegen die vom Osten etwa vordringende Civilisation, grenzt die Chacoebene ab von dem Ufer des Rio del Paraguay.

An den meisten Stellen ist eine Landung unmöglich; wo man jedoch mit dem Boote anlegen kann, wird das weitere Vordringen unendlich erschwert. Das mannshohe Schilfrohr, der bis an die Knie reichende Morast ist leichter zu durch-

schreiten, als das Gewirr von dichtem, dornigem Buschwerke oder die in Unmengen wuchernden Cacteen, die sich lästig in die Kleidung heften, Gesicht und Hände verwunden, man mag mit seinem scharfen Jagdmesser so viel man will dieselben aus dem Wege hauen. Fast noch lästiger als das Waten im sumpfigen Grunde und das Stechen der dornigen Gestrüppe ist das Gewirr von Schling- und Luftpflanzen zu passiren, die in vielfarbiger Pracht chaotisch von einem Baumstamm zum andern wuchern. Die Bäume, von grünen Moosen und Pilzen dicht bedeckt, sind von keiner imponirenden Größe, doch blüht der dornige Quebracho und Rosenholzbaum besonders zur Frühjahrszeit, also im November und December, mit der anmuthigen Pracht europäischer Obstbäume, während manche Sorten das ganze Waldland in glühendstem Roth oder Gelb erscheinen lassen. Etwas mächtiger ist der wilde Feigenbaum und die Palmen, welche, sobald sie mit Laubholz gemischt, sich wunderschön repräsentiren, als solche allein aber eine entsetzliche Oede hervorrufen. Es giebt da die anmuthige Pindopalme mit der olivenfarbigen, reichen, schön geformten Blätterkrone und dunklem Stamme, sowie die Fächerpalme, die, obgleich sie manchmal eine ganz erstaunenswerthe Höhe erreicht, auf das Auge keineswegs einen schönen Eindruck macht. Man unterscheidet die weiße, schwarze und rothe, je nach der Holzfärbung. Die erstere soll sehr gutes, hartes Bauholz abgeben, während die anderen Gattungen minder brauchbar sind.

Eine merkwürdige im Chacowalde zahlreich vertretene Pflanze ist eine Art Aloë. Aus dem Schopfe großer, fleischiger Blätter wächst ein mächtiger 10 bis 12 Meter langer Stamm empor, der an seiner Spitze eine Dolde mit unzähligen Blüthen entfaltet. Die Fasern des Schaftes werden von den Indianern zu Zwirn, Bindfäden u. dgl. verarbeitet, während sie sich aus dem Safte des inneren Kolbens ein äußerst betäubendes Getränk bereiten sollen. Neben diesen Aloën giebt es Cacteen, die ähnlich wie Armleuchter gestaltet sind und die stattliche Höhe von 3 Meter erreichen.

Hat man die Uferzone glücklich überwunden, so öffnet sich der Wald zuweilen, er wird hochstämmiger, das lästige Unterholz seltener, doch bleibt die Wegsamkeit durch meterhohes Gras und durch zahlreiche Wasser- und Morasttümpel, wo der gefürchtete Zitteraal herrscht, sowie durch viele Canäle und todte Arme des Rio in mannigfacher Weise erschwert. Oefter und hauptsächlich dem Laufe der Flüsse entlang gewinnt die Landschaft den Typus eines englischen Parkes.

Wenn ich mit der oberflächlichen Beschreibung der niedersten Insecten dieser Waldregion beginne, so hat dies darin seinen Grund, daß sich dieselben dem Ein-

dringling am unangenehmsten fühlbar machen. Theilt man sich vorwärtsbewegend das Blätterwerk des Unterholzes, oder tritt man das hohe Gras zusammen, so erheben sich Myriaden von Motten, fliegenden Termiten, Mosquitos und es fallen von den Blättern die so lästigen, sich in die Haut einbohrenden Carrapatas (große Blattläuse) oder die Bichos Collorados (Miniaturkäfer von rother Farbe), welche höchst schmerzliche Verletzungen der Haut verursachen.

Im Chacowalde giebt es ferner kleine Waldbienen ohne Stachel, deren Honig genossen wird, sowie unzählige andere Repräsentanten der tropischen Insectenwelt, die dem kundigen Auge des Zoologen ein wahres Schatzkästchen vorstellen würden.

Ebenso mannigfach ist die höhere Thierwelt. Was die Vögel anbelangt, so schwirrt und singt es aus dem dunklen Laubwerk in allen Tonarten.

Man sieht die Caranchos (Geier), große schwarzblaue Raben, die plumpen Pfefferfresser, buntgefiederte Arras, Papageien in jeder Größe und Farbe, Kolibris, die weißen, niedlichen Viudas (Witwen), die grauen Orneros (Ziegelbäcker) und die hübschen Cardinalvögel. Es giebt Pavos del monte (Fasane), Strauße, Waldtauben, Chahas (eine Auerhahnart) und viele Andere.

Ferner sind vertreten die Cays (Kapuzineraffen), der mächtige Tapir, Wildschweine (doch sind diese viel kleiner als die europäischen). Es giebt vier Hirschgattungen, die sich durch die Größe und Färbung unterscheiden. Wir schossen drei Tigerkatzen, welche die größten Würger der Vogelwelt sind. Es gelang uns auch eines Tages ohne Mühe eine ganze Ameisenbärenfamilie zu erlegen.

Die Indianer stellen dem Fuchs Aguarà popé und dem Waschbären Fallen und fangen auf diese Weise die letzteren Thiere sehr häufig.

Der Cuguar (amerikanischer Löwe) und der gefürchtete Jaguar (amerikanischer Tiger), bewohnen beide Ufergebiete des Rio del Paraguay und das Gebiet seines ganzen Stromsystems. Beide werden von den Indianern selten erlegt; ersterer wird von ihnen verehrt, letzterer zu sehr gefürchtet.

Eine Lieblingsspeise der äußerst trägen Indianer bildet, wie bereits angedeutet, das Yacuaré, welches leicht zu erlegen ist und dessen weiches Schwanzfleisch sehr gut schmecken soll. Da sich die Rothhäute mit dem Fette des Yacuaré einzuschmieren pflegen, so riechen dieselben und ihre Geräthe schon aus einiger Entfernung nach diesen Amphibien.

Von den Schlangen giebt es die Boa, sehr häufig sah ich die Kreuzotter und hörte die Klapperschlange. Gefürchtet wird die Nacanina, die 1 bis 2 Meter lang wird, sehr weit springt, von lichter Farbe und äußerst giftig ist.

Der Rio del Paraguay ist sehr reich an Fischen, besonders schmackhaft und für Badende ebenso gefährlich sind zwei Raubfischgattungen, die Rayas, die sich im Ufersande ein rundes Loch wühlen, welches sie mit ihrem kreisrunden, grauen Körper, unbeweglich lauernd, ausfüllen. Während die Rayas mit ihrem 3 Zoll langen spitzen Stachel verletzen, beißen die hechtartigen Palometas mit ihren haarscharfen Zähnen und verwunden zuweilen sogar tödtlich.

Die gefürchtetsten Indianer des Chacos sind die Tobas an den Ufern des Pilcomayos, die den französischen Gelehrten Creveaux (1882) und seine Expedition vernichteten, ferner die Matacos und Enimangas.

Friedlich sind wie gesagt die Lenguas und im äußersten Norden des Gran Chacogebietes die zehn Stämme der Chiquitos, die in eben so vielen Dörfern an den Karawanenwegen von dem Flusse nach dem Westen Bolivias wohnen, den Verkehr vermitteln und etwas Ackerbau, sowie Hausindustrie betreiben.

Weglos ist die ungeheure Waldebene. Und doch stößt man stellenweise auf schnurgerade Durchhaue und erstaunt, meilenweit im Innern dieser Zone Ueberbrückungen tiefer Canäle und Moräste, sowie hin und wieder einer solid hergestellten, jedoch schon zerfallenen Hütte zu begegnen. Man erfährt, daß hier unermüdliche und unerschrockene, zumeist deutsche Geometer bereits fleißig gearbeitet und große Länderstrecken vermessen und parcellirt haben.

Ja, es giebt nicht mehr allzuviel Land in „Gran Chaco", welches noch nicht von der Regierung an Privatleute verkauft wäre. Wenigstens gilt dieses vom argentinischen und paraguayschen Antheile, aber es wird viel Blut, viel Zeit verfließen, es wird eine schwere Arbeit geben, bis der Epigone des jetzigen Besitzers sein Erbtheil ausbeuten und Reichthum schöpfen wird aus der Wildniß des heutigen „Gran Chaco". —

Wenn wir Nachts weiterfuhren, so glühte zuweilen das ganze Firmament von Gras- und Waldbränden, welche die Rothhäute bei ihren Jagdzügen anzustecken pflegten. Manchmal brannte es so nahe, daß die Funken am Deck herumstobten und der Aufenthalt daselbst unmöglich wurde.

Noch einmal wird die unermeßliche Ebene unterbrochen. Der Fluß zwängt sich nochmals durch ein enges Beet hindurch und an beiden Ufern erscheinen wieder waldige Berge. Zur rechten Seite thürmt sich der spitze, prachtvoll bewaldete Pao de Azucar majestätisch empor, während sich links eine Reihe spitzer Kegel ausbreiten.

Einen herrlichen Anblick gewährt das paraguaysche Grenzfort „Olympo“, welches sich auf einem malerischen Eilande erhebt, das letzte befestigte Bauwerk auf Hunderte von Meilen.

Nun ist das rechte Ufer bolivianisch, das linke gehört Brasilien an. Einige Leguas nördlich des brasilianischen Städtchens Corumbá, dessen Bewohner hauptsächlich Viehzucht betreiben, verläßt nun unser Fahrzeug den Rio del Paraguay und dampft die Route nach Cuyabá fortsetzend in den Rio St. Lourenco, einem linksseitigen Nebenflusse.

Wir fahren jetzt eine Strecke von etwa 150 Kilometer in nördlicher Richtung zwischen vollkommen versumpften, unbewohnten tiefebenen Ufern, auf welchen üppiger Pflanzenwuchs mit dürftigen Wald- und Grasflächen wechselt.

Die monotone Wildniß währt bis zum Einflusse des Rio Cuyabá. Ungeachtet selbst dieser Fluß noch immer die beträchtliche Breite von 80 bis 100 Meter besitzt, so bilden doch an vielen Stellen die durch Schling- und Luftpflanzen mit einander verknüpften Uferbäume ein so dichtes, grünes Gewölbe über denselben, daß es Indianern und Affen als sichere Brücke zu dienen scheint, denn es wimmelt hier von Krokodilen (Papas amarellas), die weit gefährlicher als die Yacarés sind.

Endlich erreichten wir Cuyabá, das Ziel unserer Reise.

Welch Contrast umfängt uns! Nach so langer Fahrt durch die tiefste Wildniß umgiebt uns im Herzen Brasiliens wieder die vollkommenste Civilisation. Kaum trauen wir unseren Augen! Wir sehen breite, asphaltirte Straßen mit schmucken Häusern, und Abends im geräumigen Palmengarten des luftigen Hôtels leuchtet uns das elektrische Licht.

Am Large do Palacio steht das massiv gebaute Regierungsgebäude und die im edlen Style errichtete Kathedrale.

Cuyabá, mit circa 20.000 Einwohner, hat ferner noch fünf Kirchen, ein Theater, das beträchtliche Militärhospital, das Kriegs- und das Marinearsenal.

Seit die reichen Goldminen versiegt sind, ist die großartige Entwickelung der Stadt im Stillstand begriffen. Die Bewohner betreiben jetzt Kaffee-, Zuckerrohr-, Tabak- und Baumwollpflanzungen, Viehzucht, und beginnen mit der Ausnützung ihres eminenten Holz-, namentlich Edelholzreichthums.

Der Sprache und Herkunft nach sind die Einwohner portugiesisch, doch sieht man viele halbgezähmte Cayapo-Indianer, Mischlinge aller Abstufungen und Schwarze.

Matto Grosso war zur Zeit des Kaiserthums ein beliebtes Exil für jene hohen Militärs und Würdenträger, die sich durch ihre politischen Conspirationen in Rio de Janeiro unmöglich gemacht hatten. Im Uebrigen läßt es sich in der Hauptstadt recht gut leben, d. h. für Solche, denen die ungeheure Hitze nicht schadet und die ungezählten Myriaden Mosquitos nichts anhaben können.

Cuyabá liegt als isolirter Punkt der Civilisation an der äußersten Grenze derselben, denn unmittelbar nördlich der Stadt erheben sich bereits die dürftigen Wildnisse auf den Plateaus Centralbrasiliens, welch letztere die Tiefebene des La Plata-Gebietes von jener des Amazonenstromes trennen und die Wasserscheide zwischen beiden Stromsystemen bilden. Die Plateaus werden von Grasflächen bedeckt, hauptsächlich aber von den „Carascos", das sind aus etwa 1 Meter hohen stacheligen Gesträuchen bestehende Zwergwälder, und den „Catingas", welche gewissermassen als niedere, aber dichte, durch Schlingpflanzen fast unpassirbare Gehölze den Uebergang zu den brasilianischen Urwaldungen darstellen.

Die Region des eigentlichen Urwaldes beginnt also erst auf dem nördlichen Rande der Plateaus. Oft wurde diese erhaben schöne Wildniß beschrieben und doch ist sie unbeschreiblich in ihrer bunten Pracht und Mannigfaltigkeit, obgleich sich ihr Bild dem Menschen, der sie nur einmal betreten, tief und unvergeßlich in die Erinnerung prägt.

Wohin man blickt, gewahrt man farbenprächtige, wunderbare, ganz fremdartige Gebilde der unerschöpflich reichen Tropenwelt von der kleinsten tausendgliedrigen Moosart bis zum stolzen vielhundertjährigen Mahagonybaume, dem Könige der Wälder, mit seinem grellgrünen Blätterwerke, dem so edel geformten Geäst und den schönen perlartigen Blüthen. Hier giebt es keinen Winter, und ungeschwächt und unermüdlich vermag die göttliche Natur auf den tiefen Schichten versunkener Pflanzengenerationen Neues zu schaffen. Der Boden ist nicht sichtbar, ein Gewirr von Fleisch- und Schmarotzerpflanzen, von Moosen, Flechten und Farren überwuchert ihn, und auch das Himmelsgewölbe ist kaum zu sehen, denn die dichten Baumkronen der Waldesriesen umschlingen sich und wachsen ineinander.

Ein mysteriöses Halbdunkel erfüllt den schweigsamen Urwald und dem vordringenden Wanderer ruft sehr bald das Chaos gestürzter, morscher Stämme, unpassirbare Pflanzenlabyrinthe, ein gebieterisches Halt zu.

Schlummere, du geheimnißvolles grünes Meer, schlummere noch viele, viele Jahre; vielleicht wird auch die Zeit herankommen, wo deine ehrwürdigen Baumriesen den Aexten emsiger Colonisten zum Opfer fallen, wo pustende Dampfpflüge

deine jungfräuliche Erde aufwühlen und Schienenstränge deine erhabene Poesie zerstören werden! — —

Diese ganze, eben beschriebene Wasserstraße, an 3000 Kilometer lang, die zu jeder Jahreszeit schiffbar ist, stellt die wichtigste Verkehrsader in Südamerika vor, sie vermittelt die Verbindung aus dem Herzen des Erdtheiles, aus Centralbrasilien, aus den Hochplateaus von Bolivien, sie strömt durch Paraguay, durch die La Plata-Provinzen Argentiniens, bei Buenos-Ayres in das Becken des La Plata, und dort giebt es tausend Fäden, die den Verkehr nach allen Häfen der Welt weiterspinnen.





IV.

Im Camp von Entre Rios.

1. Der Saladero in Sta. Elena.

Interessant ist der Besuch der Etablissements von Sta. Elena. Der besuchende Fremde wird von der Fabriksdirection höflich empfangen, höchst gastfreundlich bewirthet und es wird ihm ohne weiters gestattet, die Fabriksräume, sowie die verschiedenen Betriebsmanipulationen in Augenschein zu nehmen.

Man könnte das Etablissement mit einer Riesenküche vergleichen, denn das ganze Thal duftet nach kräftiger Bouillon. Draußen auf den weiten Weidegründen, sie umfassen über 23 Quadratleguas (1 Leguas circa $^{4}/_{5}$ geographische Meilen), tummelt sich das „Rohmaterial", d. h. 40.000 bis 50.000 Stück Rindvieh, welches man vor der Schlachtung noch fett werden läßt. Aus Hunderte von Leguas Entfernung werden nämlich die Thiere in Tropas (Heerden) in der Stärke von 300 bis 500 Stück von den verwegenen Troperos über Land getrieben; natürlich langen die Rinder in ziemlich herabgekommenem Zustande in Sta. Elena an, so daß es nothwendig ist, sie vor der Schlachtung noch wochen-, ja oft monatelang auf den üppigen Wiesen des Saladeros wieder in einen besseren Nährzustand kommen zu lassen. Der jährliche Bedarf beträgt 60.000 bis 80.000 Stück Rindvieh, welches man an Ort und Stelle zu Fleischextract und Fleischpepton verarbeitet; man verfertigt Pökel- und Conservenfleisch, Zungenconserven, Fleischmehl (als Dünger), Knochenasche, Rindsfett und Klauenöl; man verschifft Häute und Hörner.

Dieses, von einem unternehmenden Arzt aus Montevideo, Herrn Dr. Kemmerich, gegründete Etablissement ist ein wahrer Segen für die ganze Umgebung; den

Viehzüchtern aus ganz Entre Rios und Sta. Fé bietet es ein permanentes, sicheres Absatzgebiet, es steigert den Werth des Grundbesitzes in weiter Runde und schafft für tausend Hände lohnende Arbeit. Eine kleine Republik in der Republik — jedoch mit strammerer Disciplin und vorsichtigerweise unter deutscher Flagge stehend — ist es unberührt von den blutigen Reibungen, die das Land so oft durchwühlen, ein sicherer Hort für die hier waltende rege und redliche Thätigkeit, im Gegensatze zu anderen in Südamerika besonders blühenden schwindelhaften Ueberspeculationen. Der Vorgang bei der Schlachtung und Verarbeitung des Rindes ist kurz geschildert folgender:

Das Quantum an Schlachtvieh für die drei nächsten Tage ist in drei große Umzäunungen (Corale) getrieben. Der letzte Coral mündet direct in die Schlachthalle mit einer kleineren Oeffnung, über welche die etwas erhöhte Schlachtbrücke angebracht ist. Zur Schlachtung werden nun die einzelnen Thiere aus der Heerde mit einem Seile lassirt, das Seilende mit der größten Schnelligkeit an ein Pferdepaar befestigt, welches das gefesselte Rind zur Schlachtbrücke schleift. Dort werden die Thiere, ehe sie sichs versehen, von einem Manne mittelst eines Dolchstoßes in den Nacken sofort niedergestreckt. Man wäre geneigt, die Nerven dieses blutdürstigen Matadors zu bewundern, wenn man bedenkt, daß derselbe zuweilen an 600 Thiere per Tag tödtet. Dabei raucht er ruhig seine schlechte Cigarre und freut sich, da er per Stückanzahl bezahlt bekommt, über sein gutes Geschäft.

Und weiter; der eben gefallene Ochse kommt auf einen kleinen Waggon, welcher nun hurtig mit seiner Last auf Schienen bis zu den Tischen rollt, woselbst die Enthäutung und Zerlegung vorgenommen wird.

Noch mehr staunt man über diese Manipulation. Mit welcher Schnelligkeit, welcher Geschicklichkeit ist das Thier enthäutet, zerlegt, die großen schönen Muskelpartien und die schlechteren Fleischtheile gesondert. Der Ochse wird auf diese Weise von manchen Leuten in 10 Minuten verarbeitet und Manche bringen es bis zu 40 Stück pro Tag und darüber. Junge, hoffnungsvolle Argentiner bearbeiten mit ihren haarscharfen Messern die großen Knochen, um auch die letzten Reste der fleischigen Bestandtheile abzulösen. Man nennt sie scherzweise die Caranchos (Geier), und in der That könnten sie trefflich mit ihren Namensvettern draußen im Campe concurriren.

Das schönste Muskelfleisch wandert nun ebenfalls per Eisenbahn in die großen Kessel, wo es bei hoher Temperatur tüchtig ausgekocht wird. Man leitet sodann die Brühe in breite flache Pfannen und bei Anwendung größerer

Rancho in Argentinien.

Hitze wird dieselbe noch dickflüssiger. Dieses bekannte Verfahren wird in verschiedenen Kesseln und Behältern so lange fortgesetzt, bis der in Europa so beliebte, vortreffliche Fleischextract hervorgeht.

Die übrigen Bestandtheile des Rindes werden wieder in anderen Hallen verarbeitet und daraus die schon früher erwähnten Producte erzeugt.

Will man einen noch vollständigeren Ueberblick auf dieses Bild specifisch südamerikanischen Industrielebens haben, so verlasse man jetzt die höchst peinlich rein gehaltene Riesenküche und werfe einen Blick in das Arbeiterdorf. Dort sind an 1500 Leute untergebracht; sie besitzen ihre Schule, ihr Wirthshaus und ihr Café; man hält ihnen einen Doctor und eine Apotheke. Ferner sind hier etablirt: ein Polizeiposten, ein Post- und Telegraphenamt und eine Zollstation.

Für die ledigen Burschen bestehen größere kasernartige Baulichkeiten, während den Familienvätern ganz nette Häuschen mit Gärten zugewiesen werden. Eine Ausnahmsstellung ist den einheimischen Viehhütern eingeräumt, die bauen sich ihre luftigen Ranchos nach Geschmack und Bedürfniß. Der liederliche Gaucho hält wenig auf Bequemlichkeit, gar nicht selten aber trifft man in seinen elenden Wohnräumen Luxusgegenstände, die er Gott weiß woher erhalten haben dürfte: Nähemaschinen, Farbendrucke, ja ich sah auch einmal ein Clavier.

Es sei mir hier gestattet, ganz kurz eine kleine Episode zu berichten, welche die Geschicklichkeit der Gauchos in ihrem Metier, im Reiten und Viehschlachten, charakterisirt:

„Als ich einst an Bord eines La Plata-Dampfers reiste, lief der Dampfer, da der Wasserstand sehr gesunken war, an einer Sandbank auf. Durch diesen unfreiwilligen Aufenthalt ging der Fleischvorrath der Vorrathskammer zur Neige, so daß der Capitän ein Boot mit dem Auftrage aussetzte, eine in der Nähe gelegene Estanzia aufzusuchen und dort einen Ochsen anzukaufen. Ich schloß mich der Expedition an, obgleich sich das Wetter recht schlecht anließ und die Bergfahrt viele Stunden beanspruchte. Es war finstere Nacht, ehe wir das Ziel erreichten. Der Estanziero gab sofort zwei berittenen Leuten den Befehl, einen fetten Novillo einzubringen, trotzdem natürlich Niemand ahnte, an welcher Stelle sich die große, in voller Freiheit lebende Heerde zerstreut hatte über das weite Terrain, welches überdies mit dichten Waldparcellen, Gräben und Sümpfen bedeckt war; zudem gab es eine finstere Nacht. Es verging keine Stunde, so trieben die Beiden schon einen gemästeten Jungochsen herbei; bei Fackelschein war er in kaum 15 Minuten getödtet, zerlegt und ins Boot gebracht, so daß

wir sehr bald die Rückfahrt zu unserem festgesessenen Dampfer zur allgemeinen Zufriedenheit antreten konnten." —

Nach dieser kleinen Abschweifung, beschließe ich die Betrachtungen über Sta. Elena: Die Wohnungen der zumeist deutschen Beamten befinden sich auf den umliegenden Höhen und sind sehr bequem eingerichtet. Den ganzen Thalkessel dominirend, erhebt sich das stattliche Gebäude des Chefs der Etablissements inmitten eines üppig grünenden Gartens.

Drunten am Flusse, unter einem riesigen Tonnengewölbe, lagern die fertigen Waaren zur Verschiffung bereit; an der langen Landungsbrücke aber ankern die großen Seeschiffe, welche die Producte dieser südamerikanischen Industrie nach allen Gegenden der Windrose verfrachten.

2. Tigerjagd im „Camp".

Droben auf der hohen, steilabfallenden Barranca sammelte sich am frühesten Morgen eine bunt zusammengestellte Gesellschaft.

Wir standen im Garten des deutschen Consuls. Der Garten grünte und blühte und ein süßer Duft umgab uns; Kinder der heimatlichen Flora gediehen rings umher, dazwischen fremdartige Gewächse, neben den goldenen Orangen prangten unsere europäischen Obstbäume fruchtbeladen, und am Eingange des mit schwerer Mühe geschaffenen Gartens stand eine doppelte Reihe ernster Cypressen. Diese schöne Vegetation fiel umsomehr auf, als die Umgebung von Sta. Elena, sowie der übrige Camp von Entre Rios in dieser Hinsicht wenig das Auge Ergötzende darbot. Doch entbehrten hier die niederen, vielförmigen Hügel mit dem im Frühjahre so frischen Grün, den verschiedenen Baumgruppen und Gesträuchen, einer gewissen Lieblichkeit nicht.

Großartig war der Ausblick von jener hohen Uferbildung auf den mächtigen Paraná. Unbegrenzt erschien im leichten Morgennebel sein Horizont. Und in der That ist der Strom, welcher hier ein Labyrinth von Inseln bildet, wo Jagdlustige eine reiche Beute Enten und anderer Wasserthiere erhoffen können — an 7 Kilometer breit. Doch nur der erfahrene Schiffer kann es wagen, dieses schier unentwirrbare Labyrinth von Inseln, todten Armen, Sümpfen und Morästen passiren zu wollen, und selbst dieser kann oft tagelang unterwegs bleiben.

Im vortrefflichen Hafen von Sta. Elena ankerten große Seeschiffe; andere segelten — die Segel waren von einer fast permanenten Brise geschwellt —

stromauf und -ab. Wir aber richteten jetzt unsere Aufmerksamkeit auf das unten verankerte amerikanische Kriegsschiff „Tallaposa“, auf dessen Bord es schon lebhaft zuging, wo eben der Sternenbanner unter Spiel und Commandos gehißt wurde. Jetzt ging ein Boot an Land. Endlich erschien der von uns noch Erwartete, der Commandant des Kriegsschiffes. Die Jagdgesellschaft war nun vollzählig.

Ein arger Störenfried hatte in jüngster Zeit wieder unter der großen Viehheerde des Saladeros von Sta. Elena übel gehaust. Es verging kein Tag, ohne daß ein Viehhirt die Meldung überbracht hätte: „El tigre habe wieder einen fetten Novillo (Jungochsen), oder eine Mutterstute zerrissen.“

Selten zeigt sich der nomadisirende, unheimliche Gast in diesen Gegenden Südamerikas; das nördliche Corrientes, sowie Paraguay und Brasilien sind die eigentliche Heimat des auch Menschen höchst gefährlichen Jaguars (Unze) oder amerikanischen Tigers.

Die Gelegenheit, welche sich uns heute bot, des die Umgebung Sta. Elenas unsicher machenden Raubthieres habhaft zu werden, war gerade sehr günstig, denn ein nordamerikanischer Kriegsdampfer, die „Tallaposa“, welche in den Gewässern des Paranás kreuzte, ankerte den Vortag im Hafen von Sta. Elena und die Seeofficiere, unsere Gäste, muthige, gewandte Schützen, brannten schon lange vor Begierde, einen Tiger zu schießen. Für heute Früh 3 Uhr hatten wir mit ihnen zu diesem Zwecke ein Rendez-vous im Garten des deutschen Consuls verabredet. Außerdem hatten sich einige Beamte des Etablissements, benachbarte Estanzieros, sowie eine Anzahl Gauchos, mit den Hunden und sonstigem Bedarfe versehen, eingefunden.

Man gab den Operationsplan aus: Nach den erhaltenen Meldungen waren die frischen Tigerspuren in den letzten zwei Tagen auf jener Landspitze gesehen worden, welche gebildet wurde, durch den in einem sehr spitzen Winkel in den Paraná mündenden Feliciano. Diese sumpfige, mit hohem Schilfe und Pampasgräsern bedeckte Niederung hatte der Räuber offenbar als sichere Basis seiner Raubzüge in das mit prächtigen Rindern und Pferden wohlbevölkerte Hügelland gewählt. Seit einigen Tagen konnte man es beobachten, wie er regelmäßig mit dem ersten Morgengrauen von dort gegen Norden schlich, um sich an den besten Stücken irgend eines fetten Thieres, welches er zerriß, zu sättigen. Wenn wir also in einer langen Kette von Norden her, gegen die sich zu einer ganz schmalen Spitze verjüngende, zwischen den beiden Stromläufen gelegene Landzunge vorrückten, so war es fast bestimmt anzunehmen, den auf Raub ausgehenden Tiger zu erlegen

oder zum mindesten auf Nimmerwiedersehen über den Strom zu jagen. So geschah es. Wir waren an 50 Schützen. Die äußersten Reiter folgten den beiden Flußläufen. Wir hielten einen gegenseitigen Abstand von circa 50 bis 100 Schritten, die Hunde bouchirten alsbald die Spur witternd voraus.

Anfangs konnte man in dem wechselnden Terrain seine Nachbarn nicht wahrnehmen. Die niederen Hügel schnitten sich in sehr steilen Schluchten, wo die Vegetation, die sehr frisch und üppig war, die Uebersicht außerordentlich erschwerte. Noch stöberten wir die zahlreichen Rinder und Pferde auf, die, im weichen Grase gebettet, hinter dichten Büschen im Morgenschlummer lagen; wir störten die Rebhühner, die sich in großer Anzahl, jedoch immer nur einzeln oder höchstens paarweise bei unserem Näherkommen mit ihrem eigenthümlichen Rufe erhoben; krächzend flogen die Geier von dem blätterarmen Geäst, welches ihnen Schutz für ihre kurze Nachtruhe geboten; an sandigen, graslosen Stellen gewahrte man deutlich die frischen Spuren, welche auf Raub ausgehende Frühaufsteher gezeichnet hatten; man sah in lang gewundenen Furchen die Spuren der Schlangen und die Fußtapfen der Tatus oder Gürtelthiere, die hurtig von ihrem eklen Schmause[1] der sicheren Höhle zueilten. Trifft man das Gürtelthier bei Tags außerhalb seiner Behausung, so ist es sehr stumpfsinnig und leicht zu erlegen. Das Fleisch der Tatus schmeckt sehr zart, doch muß man es gut würzen und werden die Gürtelthiere hierzulande im Ganzen gebraten und ebenso auf den Tisch gebracht. — Häufig stießen wir auf Reste gefallener Thiere, Knochen und gebleichte Schädel. Hin und wieder zeigte sich uns ein Rind in frischer Todesstarre oder ein Pferd durch Genuß giftiger Pflanzen verendet, mit geborstenem Leibe. Der Himmel war noch grau. Ein Wind strich kühl vom Süden.

Später wurde das Terrain eben, übersichtlich, der Boden weich mit Sumpfgras und hohem Schilfrohre bedeckt, während Bäume seltener, jedoch nur in ganz großen Exemplaren vorkamen. Meine Nachbarn zu beiden Seiten wurden sichtbar. Man hörte absolut nichts. Die Natur schien wie ausgestorben. So ging es noch eine Weile vorwärts. Da wurde uns das Jagdglück günstig. Man gewahrte eine Bewegung der ganzen Kette nach links, die Hunde schlugen sämmtlich wüthend an, und ein langgezogenes, fürchterliches Brüllen verrieth die Anwesenheit des Tigers.

Es läßt sich denken, daß jeder von uns seinem Gaule die Sporen gab, um der Erste zur Stelle zu sein. Als wir den Schauplatz erreichten, hatten die zahl-

[1] Die Tatus nähren sich hauptsächlich von Cadavern.

Der Camp von Entre-Rios.

reichen Hunde den Tiger, ein großes männliches Thier, gestellt; derselbe war auf den niederen Ast eines Baumes gesprungen und brüllte und pfauchte in wilder Wuth und schien nur unschlüssig, gegen welchen seiner vielen Feinde er sich zunächst wenden sollte. Der erste Schütze zur Stelle war ein alter Peon, welcher hurtig vom Pferde stieg, furchtlos sich dem Raubthiere auf circa zehn Schritte näherte und demselben, ehe es noch zum Sprunge ausholte, mit starker Pulverladung seine drei Kugeln aus glattem Laufe in den Kopf jagte. Der Tiger fiel schwer zur Erde. Wie rasend stürzten sich die Hunde auf ihn, welcher noch im Todeskampfe mehrere seiner Feinde schwer verletzte. Um das schöne Fell des Tigers zu retten, waren Gauchos bemüht, durch Fleischbrocken die wüthende Meute abzulocken. Mit nur mäßig zerzaustem Felle lag das prächtige Thier nunmehr todt in seinem Blute.

Es herrschte über den überraschend guten und schnellen Ausgang der Jagd allgemeiner Frohsinn in der Gesellschaft, die sich allmählich zusammengefunden hatte. Freilich bedauerten wir, nicht selbst zum Schusse gekommen zu sein, indes wurde der glückliche Schütze von allen Seiten beglückwünscht. Derselbe machte sich hurtig an die ihm so geläufige Arbeit des Enthäutens. Die Unze hatte die beträchtliche Länge von 2 und die Höhe von fast 1 Meter. Das sammtartige Fell war rostgelb, am Bauche weiß und an den Seiten mit sechs Längsreihen großer, schwärzlicher Ringflecken mit einem Mittelfleck gezeichnet; dasselbe erwarben wir als Geschenk für Mr. D., den liebenswürdigen Commandanten des Kriegsschiffes. Jeder von uns brach sich mit vieler Mühe als Andenken an diese seltene Jagdbeute einen der mächtigen Zähne aus dem furchtbaren Gebisse oder eine der haarscharfen Krallen.

Die allgemeine Heiterkeit hielt auch während des Rückmarsches an und erreichte später bei einem opulenten Frühstück an Bord der „Tallaposa“ ihren Höhepunkt.





V.

Ueber das Pferd und den Soldaten.

Wiewohl Funde von fossilen Ueberresten beweisen, daß auch Südamerika ein vorsündfluthliches Pferd besaß, so traf Diego Garcia, als er 1525 die Ländergebiete des La Plata-Stromes endeckte (das nördliche heutige Argentinien, das südliche Brasilien, die Republiken Paraguay und Uruguay), auch dortselbst keine Pferde vor.

Wer diese herrlichen, welligen Ebenen, die mit köstlichen, nahrhaften Gräsern bewachsen, von Wasseradern durchzogen und mit dichten Baumgruppen und hohen Gesträuchern bedeckt sind, welche gegen widrige Südwinde, sowie gegen die Kälte der Wintermonate hinreichenden Schutz gewähren, bewundert hat; wer auf einem muthigen Pferde über den mäßig weichen, leicht sandigen oder lehmigen Boden, unter lachendem, blauem Himmel bei milden Lüften dahin galoppirt ist, der wird gewiß nicht begreifen, warum die Natur dort, wo doch alle Existenzbedingungen hiefür bestanden, kein Pferd entstehen ließ.

Diego Garcia hatte auf seinem ersten Entdeckungszuge zu Schiff eine Anzahl Pferde aus seiner Heimat Andalusien mitgebracht. Der Eindruck, den die gepanzerten Reiter auf die schlecht bewaffneten, unberittenen Indianerstämme gemacht hatten, mochte wohl ein überwältigender gewesen sein, wenigstens erlagen Letztere in den darauf folgenden Eroberungszügen nur zu bald. Da Diego Garcia den Verdienst der ersten Erfolge seinen Reitern zuschrieb, so ließ er alsbald aus Europa noch mehr Pferde einführen.

Es läßt sich leicht begreifen, daß von diesen Anfangs importirten Pferden ein großer Procentsatz auf der Seereise der Seekrankheit erlegen ist; von den Uebrigen zu Kriegszügen verwendeten mochten wohl auch viele umgekommen sein. Trotz diesem der Zucht ungünstigen Zustand gedieh das Pferd vortrefflich und vermehrte sich im Laufe der Jahrhunderte so, daß man heute in diesen Districten über 3,000.000 Pferde zählt.

Das Pferd lebt in Südamerika in voller Freiheit, bei jeder Tages- und Jahreszeit draußen im Felde und sucht sich seine Nahrung selbst. Die ausgedehnten Weidegründe sind mit Drahtzäunen eingefaßt, innerhalb welcher die Thiere in halbwildem Zustande hausen. Werden Reitpferde benöthigt, so müssen sie erst zum Gebrauche einlassirt werden, jedoch füttern die meisten Pferdebesitzer einige ihrer besten Thiere mit Mais, halten dieselben gefesselt unter Schutzdächern in der Nähe der Wohnungen, und werden diese Pferde wohl auch gewartet. Es ist begreiflich, daß bei Verkäufen der Umstand, ob es sich um ein „Gras"- oder „Maispferd" handelt, sehr in Betracht gezogen wird.

Man unterscheidet im Allgemeinen die aus dem Hengste mit den Stuten und den Fohlen bestehende Zucht (Crya), die gänzlich ungezähmt ist und die Wallachen (Caballos), die, gezähmt, die eigentlichen Arbeits- und Reitpferde bilden. Was das Exterieur anbelangt, so erinnert das Pferd der La Plata-Länder und besonders Hengst und Stute an seine andalusischen Vorfahren. Es erreicht selten über fünfzehn Faust Höhe, hat ein lebhaftes Auge und sehr häufig einen sogenannten Hechtkopf. Die Mähne ist kurz gestutzt, mit Ausnahme des Büschels, welcher bei den Pferden über den Widerrist stehen gelassen wird und zum Abfassen der Thiere dient; der Schweif ist stets sehr lang, die Knochen der Füße sind ziemlich derb, und die Croupe etwas abschüssig; Hauptfarben kommen häufig vor, Mischfarben selten. Was die Condition betrifft, so sind die ungezähmten Pferde in sehr gutem Zustande, die Arbeitspferde sehen aber schlecht und ruppig aus. In Argentinien und Uruguay kostet der Hengst durchschnittlich 10 bis 20 Pesos Gold (1 Pesos = 2 fl. ö. W.), die Stute 3, das zahme Arbeitspferd 4 Pesos, in Paraguay ist der Preis etwas höher. Doch gelten diese Preise nur für den Verkauf im Großen, wobei bei den versammelten Thieren ein willkürlicher Abschnitt gezogen und aus diesem die verlangte Anzahl guter und schlechter Pferde abgezählt wird. Ausgesuchte, gute Reitpferde werden bis zu 50 Pesos, Mestizen von europäischen Rassepferden und einheimischen Müttern natürlich noch viel theurer verkauft. Aus der Billigkeit des Pferdemateriales im Allgemeinen folgt

die Thatsache, daß dasselbe von den Leuten wenig geschont ist. Das dreijährige Fohlen wird von den Viehhütern (Peons) mit dem Lasso eingefangen, geschleift, castrirt und mit der Brandmarke des Besitzers versehen, hierauf ohne weitere Vorsichtsmaßregel mit den gleichzeitig ebenso behandelten, gleichaltrigen Fohlen derselben Crya, die nun eine Heerde für sich bilden, wieder frei gelassen.

Mit vier Jahren wird das Pferd gezähmt, d. h. zugeritten. Der Vorgang hierbei ist folgender: Das schon an den Sattel gewöhnte Thier wird gesattelt und aufgezäumt, bekommt jedoch statt des Eisens einen tüchtigen Riemen durch das Maul. Rechts und links halten zwei Reiter auf älteren gezähmten Pferden das sich ungeberdig zeigende Thier. Mit einem Satze befindet sich der zureitende Gaucho im Sattel, ergreift die Zügel, stößt der Remonte die übergroßen Sporen in den Leib und fort geht es im schnellsten Galopptempo. Die beiden Genossen rechts und links reiten in nächster Nähe, verhindern durch Peitschenhiebe Unarten und treiben zur Eile an, so lange, bis das aufgeregte junge Thier entweder beruhigt ein gutes Tempo geht oder erschöpft, mit Schweiß überdeckt, in die Knie zusammen bricht. Diese Lection wird nun täglich so lange wiederholt, bis das Pferd jeden Reiter duldet und ruhig vorwärts geht. Dann zäumt man es mit der schweren versilberten Stange und das Reitpferd ist fertig. Auch jetzt noch bleibt das gezähmte Thier mit seinen Altersgenossen im selben Rudel und weidet an einer gewissen Stelle, so daß der Viehhüter seinen Aufenthaltsort genau kennt, wenn es zum Gebrauche einlassirt wird oder alle Pferde zusammengetrieben werden sollen. Die Abrichtungsmethode der Argentiner hat wohl nur einen Vortheil, nämlich, daß sie kurz ist. Das Pferd aber leidet sehr darunter, denn nach dieser barbarischen Dressur ist auch die beste Lebenskraft des jungen Thieres vernichtet und die Elasticität der Sehnen und Gelenke gebrochen.

Betrachtet man die Sattelung des Camppferdes, so ist dieselbe vorzugsweise für die Bequemlichkeit des Reiters eingerichtet. Auf dürftiger Unterlage ruht der Sattel, welcher dem in der österreichisch-ungarischen Cavallerie gebrauchten ähnelt. Auf dem Sitzleder befinden sich zur Herstellung einer möglichst weichen Unterlage einige Decken oder Pelze. Das Ganze wird durch eine ungeheuer breite Ober- und eine Untergurte ziemlich weit nach rückwärts über den durch die Grasfütterung häßlich dicken Bauch befestigt. Die in der Regel sehr lang geschnallten Bügel sind äußerst klein, da der südamerikanische Reiter sich darin bloß mit der Fußspitze oder mit der großen Zehe stützt. Was das Zaumzeug anbelangt, so sieht man darin sehr viel Luxus; selbst der ärmste

Peon besitzt einen Zaum, der, mit Silber reich beschlagen, mit einem eben solchen Mundstück versehen ist, oft seinen ganzen Reichthum bildet. Für den europäischen Reiter ist es ein befremdender Anblick, wenn er häufig vor Kneipen eine Anzahl in Schweiß gehetzter, vollständig gesattelter und gezäumter Pferde sieht, die ungefesselt bewegungslos ihrer Reiter harren, oft mehrere Stunden lang. Springt jedoch dann der Gaucho in den Sattel, so bekommt das anscheinend träge Thier Leben; es galoppirt mit ihm über den weiten Plan; und bricht dann die finstere Nacht heran, so ist es das übel behandelte Thier, welches den rüden Reiter vorsichtig über wildzerrissene Schluchten oder durch unsichere Gewässer nach Hause leitet.

Wenn wir nun die Leistungen des Pferdes in den La Plata-Ländern betrachten, so sehen wir, daß sie nach dem Vorausgeschickten noch immer ganz bedeutende sind. Das Arbeitspferd wird hauptsächlich zum Hüten der ungeheuren Viehheerden jener Länder verwendet. Auf den Rücken dieser Thiere legt der Tropero viele Meilen zurück, um mit seinen Leuten Rindvieh zu kaufen und verkaufen. Als Wagenpferd kommt es seltener zur Verwendung. In den La Plata-Ländern reist man, wo keine Wasserlinien oder noch keine Eisenbahnen sind, am liebsten zu Pferde über Land. In jenem kurzen Paßtempo legt man in der Regel *täglich* 8 *bis* 10 *Leguas*[1] zurück. Daß die Verwendung des Pferdes zu Kriegszwecken eine bedeutende war und ist, geht schon aus dem eingangs Erwähnten hervor; freilich darf bei Beurtheilung der Cavallerie jener Länder kein europäischer Maßstab genommen werden. Wie auch die menschliche Gesellschaft der La Plata-Staaten *noch einem Gährungsproceß* unterworfen ist, so ist es erklärlich, daß die Armeen dort überhaupt nicht jene Bedeutung haben, wie in Europa, vielmehr eine aus bunten Elementen *zusammengewürfelte Prätorianerschaar* in der Hand des jeweiligen Machthabers bilden. Die stehenden Heere sind sehr schwach. Sie sind bloß in den Hauptstädten einheitlich uniformirt und bewaffnet, in taktischen Verbänden geordnet und werden fast ausschließlich zur Verstärkung der Polizeicorps verwendet. In den jüngst verflossenen Zeiten, wo ein Bürgerkrieg den andern abwechselte, spielten die Armeen, die zum großen Theile aus Freiwilligen bestanden, eine große Rolle. Es ist begreiflich, daß bei den riesigen Distanzen die gegenseitig aufgestellten Heere beritten gemacht werden mußten. Die feindlichen Parteien requirirten jede, sich auf ihre Regierungsrechte basirend, von den Estanzieros Pferde nach Bedarf. Das Sattelzeug stellte jeder Mann, der ja in diesen

[1] 1 Argentinische Legua = 5 Kilometer.

Gegenden ohnehin ein ganz perfecter Naturreiter ist, bei, und die berittene Armee war mobilisirt.

Stießen dann die beiden aufgebotenen Haufen nach gewaltigen Märschen aufeinander, so wurde abgesessen, der Kampf zu Fuß ausgefochten, wobei zum Schlusse das Messer die Hauptrolle spielte und das Gefecht mit einer allgemeinen Massacre der Besiegten endete. Während des Gefechtes blieben wohl einige Abtheilungen geschulter Cavallerie zu Pferde, doch hauptsächlich blos um bei der Verfolgung einzugreifen. Die Hauptmasse der übrigen Pferde wurde freigelassen und durch einige Reiter, welche mit der Peitsche und den Lasso hantirten, gehütet.

Nichts ist romantischer als so ein südamerikanischer Heerhaufe auf dem Marsche. Der Anblick dieser räuberhaft aussehenden, so verschiedenartig bekleideten und bewaffneten Reiter, wie sie toll und scheinbar ohne jede Disciplin, jeder einzeln für sich, dahinjagen — würde jedem Maler ein ganz originelles Motiv und ein prachtvolles Gemälde geben.

Eine Ausnahme des eben Beschriebenen bildete vor 25 Jahren die geschulte paraguaysche Armee unter dem bekannten Präsidenten Antonio Lopez Sohn, als derselbe mit 62.000 Mann wohldisciplinirter Truppen gegen die Heere der verbündeten drei Mächte Brasilien, Argentinien und Uruguay ins Feld zog. Fünf Jahre lang trotzte diese Armee den übermächtigen Gegnern. Rühmenswerthe, tollkühne Thaten werden uns von ihr erzählt, besonders aber von Lanzenreitern des Lopez, die damals einen europäischen Ruf erlangt hatten. Aber auch die mit Pferden aus dem La Plata-Gebiete berittene, brasilianische Cavallerie, welche übrigens auch heute noch einen durchaus geschulten, militärischen Eindruck macht, hielt sich während dieses Krieges wacker, leistete am Marsche und im Patrouilliren Erstaunliches und machte manche glänzende Attaque. Als Lopez vom Conte d'Eu zum Schlusse des Feldzuges wiederholt geschlagen wurde, drangen die brasilianischen Reiter bis zu den Nordgrenzen der Republik vor. Im Quellgebiet des Aquidaban war es, wo eine Cavalleriepatrouille nach langen, beschwerlichen Märschen durch die Cordillere de los Montes den Schlupfwinkel des entflohenen Präsidenten ausfindig machte; und dort gelang es einem Cadeten mit einem Lanzenstoße dem Leben des amerikanischen „Napoleon“ ein Ende zu bereiten. Heute ist Paraguay in politischer und militärischer Beziehung tief gesunken. Es kann nicht mehr als 500 Mann, darunter 100 Cavalleristen, erhalten. Die Bekleidung des paraguayschen Soldaten ist sehr einfach: Eine hemdartige blaue Blouse mit rothem Kragen,

ebenso gefärbte weite Beinkleider und ein französisches Käppi. Das Remington-Gewehr mit einem Stichbajonnette bildet seine Bewaffnung.

In Argentinien hat man bei einem stehenden Heere von 8000 Mann acht Regimenter Cavallerie, jedes zu 300 bis 400 Reiter; jedoch sind nur die in Buenos-Ayres kasernirten Regimenter auf den effectiven Pferdestand, während die zum Schutze der Colonie im Gebiete des Gran Chaco stationirten Abtheilungen nur fallweise beritten gemacht werden. Ist nämlich ein Streifzug gegen die Indianer angeordnet, so kauft die Regierung im Großen die erforderliche Anzahl von Arbeitspferden, die stets und sehr billig zur Hand sind, und das Cavallerieregiment ist beritten gemacht. Daß bei den eben geschilderten Verhältnissen von einer schulmäßigen Abrichtung des Pferdes und Mannes keine Rede ist, findet Jedermann natürlich.

Die Republik Uruguay, der dritte Staat im La Plata-Gebiet, unterhält ein stehendes Heer von 4000 Mann, darunter zwei Cavallerieregimenter zu je 400 Mann. Diese Cavallerie macht den besten Eindruck, denn dieselbe hat ausgesuchte, einheitlich gesattelte und gezäumte Pferde, die Reiter sind schön bekleidet, mit Säbel, Lanze und Revolver bewaffnet. Während die Infanterie in der Hauptstadt garnisonirt ist, liegt die Cavallerie einzeln in den kleinen Camporten, woselbst Mann und Pferd auf Kosten der Einwohner leben.

Obgleich die Leistungen des Pferdes dieser Länder immerhin bedeutend sind, so würden sich dieselben bei einiger vernünftigeren und sachgemäßen Behandlung ganz außerordentlich steigern. Die Südamerikaner lieben ihre Pferde nicht, und doch sieht man sie stets zu Pferde, den Knaben, wie den Mann, das Mädchen und die Matrone. Sie sind geborene Reiter und die Männer überdies geborene Sportsleute. Es giebt in den weiten Provinzen des ungeheuren La Plata-Gebietes nicht ein elendes Campstädtchen, in welchem Sonntag Nachmittags kein Wettrennen (Carrera) stattfinden würde. Die Rennpferde werden natürlich die Woche über mit Mais gefüttert und trainirt; das Volumen des vom Grünfutter abscheulich dicken Bauches wird durch festes Bandagiren mit schweren Decken zu verringern gesucht. Sonntags herrscht bei der Rennbahn reges Leben. Dieselbe ist eine geradlinige Flachbahn, deren Beginn beiderseitig eingezäumt, während die übrige Strecke durch von 20 zu 20 Meter voneinander entfernte Pfähle gekennzeichnet ist. Die Totallänge variirt von 500 bis 5000 Meter. Jetzt erscheinen die zwei Reiter, welche ihre Pferde gegeneinander rennen lassen; sie haben ihre Einsätze gezahlt, der alte Gaucho, der den Starter macht, ruft: „Vamos", und fort geht es im Carrière dem Ziele zu. So rennen immer nur zwei Pferde

gegeneinander. Zum Schlusse der Carrera wird die ohnehin schon sehr animirte Stimmung durch einen Ball gehoben, und wenn die Sonne mit ihren ersten Strahlen am Firmamente erscheint, kann man manchen der gestrigen Renner im einsamen Campe nach dem noch mehrere Leguas weiten Heim dahingaloppiren sehen.

Alles bis jetzt Gesagte gilt jedoch der Hauptsache nach für jene Masse von Pferden, die als Eigenthum der großen Grund- und Viehbesitzer, oder als oft einziger Besitz des kleinen Mannes draußen im flachen Lande, dem „Campe", leben. Eine wesentliche Modification dieser Verhältnisse finden wir in den drei Hauptstädten Asuncion, Montevideo und ganz besonders in Buenos-Ayres. Es giebt keine zweite Stadt, die relativ mehr Luxuspferde besitzt, als die Capitale der argentinischen Republik.

Obgleich heute noch nach den La Plata-Staaten das Luxus- und Rennpferd hauptsächlich aus England und Frankreich eingeführt wird, so geschieht in der Provinz Buenos-Ayres jetzt schon sehr viel zur Hebung der einheimischen Pferdezucht. Die aus der Paarung von europäischen Rassehengsten und dortigen Stuten hervorgegangenen sogenannten Mestizen sind Pferde von außerordentlicher Güte. War es doch beim vorjährigen großen Frühjahrsrennen, wo ein Pferd mit vollständig argentinischem Pedegrée den großen Nationalpreis von 30.000 Pesos gewann. Es ist leicht voraussichtlich, daß in nicht zu ferner Zeit die Regierungen, sowie Privatleute die Pferdezucht und Veredlung der einheimischen Rasse auch in den entfernten Provinzen rationell und vernünftiger betreiben dürften; dann aber wird das La Plata-Pferd eines der besten Gebrauchspferde werden.



Bahnhof in Asuncion.



VI.

Eine paraguayische Staatscolonie.

Dichte Nebel erfüllten den frühen Wintermorgen. Mühselig watete ich durch den tiefen Straßensand und benöthigte die doppelte Zeit, um den Weg vom Hôtel bis zu dem Bahnhofe von Asuncion zurückzulegen; zudem herrschte noch volle Finsterniß.

Wie riesige Silhouetten erschienen mir die Gestalten der Männer und Weiber, die fröstelnd, in ihre Ponchos gehüllt, zu Markte kamen. Sonst war es auf der Straße noch sehr einsam, die Häuser geschlossen.

Im großen Wartsaale des Bahnhofes lehnte der Kellner, ein Mestize, am Buffet und konnte sich schlaftrunken kaum ermannen. Doch bald wurde er lebendiger, denn allmählich füllte sich der Saal und die Abreisenden begehrten ungeduldig heißen Kaffee oder Matté.

Draußen rangirte der Train, der einzige, der Früh 5 Uhr von Asuncion nach der durch ihren Tabakbau bekannten Stadt Villa ricca abfährt und Abends wieder in der Hauptstadt eintrifft.

Nachdem ich mich in angenehmer Gesellschaft längere Zeit in Asuncion aufgehalten, die Umgebung, die Verhältnisse der Republik gründlich kennen gelernt, und mir das Nothwendigste der Guaranisprache angeeignet hatte, gedachte ich heute einen kurzen Ausflug nach der großen, nur von Deutschen besiedelten Staatscolonie St. Bernadino zu machen, da man mir dieselbe als besonders interessant und blühend geschildert. Bevor ich mich anschickte, eines der hohen, luftigen,

innen mit Strohdecken versehenen Coupés zu besteigen, bewunderte ich noch das Interieur der Bahnhofhalle. Ein Meisterwerk der Holzconstruction stellt das Gewölbe von beträchtlicher Spannweite dar, darunter befinden sich Säulen, Bögen, alles aus Holz. Mit Eröffnung dieser Bahn, der ersten im Innern Südamerikas, Anfang der Sechzigerjahre, erwarb sich der später so berüchtigte Dictator Lopez einen großen Verdienst. Sein allerdings bis heute der Realisirung wartender Plan ging dahin, über Villa ricca einen kurzen Schienenweg durch Brasilien zur Küste des Meeres zu legen. Waren ihm doch die Binnenlage der kleinen, emporstrebenden Republik und der lange Wasserweg durch fremde Gebiete nach dem Becken des La Plata gewaltige Schranken für die gewünschte Expansion.

Heute spricht man wieder von dem Projecte des Ausbaues der Bahn; indes führt sie blos bis Villa ricca. — —

Die altmodische Maschine hatte sich mittlerweile in Bewegung gesetzt und der Zug rollte hinaus ins Freie. Strahlend erhob sich die Sonne, die Nebelschleier zerrissen, und das kalte Morgengrauen wich einem jener herrlichen Tage, wie sie eben nur in diesen Klimaten zur Winterszeit vorkommen.

Es folgten sich in kurzen Zeiträumen die Stationen Trinitat, Ibary, Areguà, und in langsamer Fahrt ging es durch ein malerisches, dicht bevölkertes Hügelland; Areguà liegt bereits an den südlichen Höhen des Sees von Ypacaray. In den einzelnen Stationen — die Bahnhöfe waren große, solid gebaute Steinobjecte — kamen Schaaren weißgekeideter Weiber (Chinas) mit selbstgeklöppelten Spitzen, Cigarren und Kuchen zu handeln. Die Mehrzahl war alt und häßlich, nicht selten krüppelhaft oder aussätzig und fast nie sah man junge, anmuthige Gestalten. Wenn in Asuncion das Verhältniß der Bewohneranzahl an Frauen zu Männern durch die vielen unverehelicht eingewanderten Europäer annähernd dasselbe geworden ist, gestaltet es sich auf dem flachen Lande noch wie 1 : 20 und rechtfertigt den Titel, welchen man in jüngster Zeit der Republik verliehen: „Des Landes der Frauen".

In Areguà, woselbst ich den Zug verließ, gewahrte ich alsbald unter den häßlichen, halbindianischen Gestalten das frische, echt nordgermanische Gesicht des Fährmanns, der mir schon in Asuncion beschrieben wurde und welcher die Post, wie auch allfällige Passagiere auf seinem Segelboote nach der am nördlichen Ufer der Lagune befindlichen Colonie St. Bernardino überführte.

Nach einer Weile waren wir auf dem Wege zum Seeufer und bald lag dieses vor uns. Im hohen Schilfe schaukelte das derbe Boot. Es erwartete daselbst

in kauernder Stellung eine häßliche, gelbe China die Ankunft des Schiffers. Sie rauchte an einer langen, selbst gedrehten Cigarre und erinnerte in ihrer apathischen Ruhe und Geduld an die indianischen Ureltern, aber als später der Fährmann mit ihr schäkernd in der Quaranisprache zu scherzen begann, entwickelte sie wieder die Lebhaftigkeit und Geschwätzigkeit des spanischen Blutes. Wie mir der muntere Pommer erzählte, war sie das Weib eines der deutschen Colonisten, zugleich bedauerte er lebhaft diese seltsame Neigung seines Landsmannes. Indessen hatten wir uns eingeschifft, es schwellte ein günstiger Wind das mächtige Segel und das Boot, auf eine in weiter Ferne sichtbare Häusergruppe Cours nehmend, durchschnitt in rascher Fahrt die leichtgekräuselten Wellen.

Und wäre man nicht im Innern der neuen Welt, man dächte sich leicht in die Heimat zurück, auf einem der Gebirgsseen unseres herrlichen Alpenvorlandes. Um die Ufer schlingt sich ein Kranz grün bewaldeter Berge, in blauer Ferne ragen isolirt aus der Ebene die Bergkegel von Paraguay und weiter am Horizonte der culminirende Gipfel der Cordillere de los Montes — bei Villa ricca. In der That ein wahrhaft schöner Anblick!

Nach anderthalbstündiger Fahrt landeten wir in St. Bernardino. Hier, inmitten einer üppig-tropischen Vegetation, einerseits an einen spitzen Gebirgskegel, im Hintergrunde an die langgestreckte Cordillere gelehnt, lag die Zukunftsstadt. Gleich oberhalb des Landungsplatzes war der Kaiser Wilhelmsplatz mit dem „Hôtel", dem Hause des Coloniedirectors, der Post- und Polizeistation, während in der Bismarckstraße einige Cafés und Krämereien entstanden und sonst bereits kleine, nette Villen (auf dem, den Erbauern geschenkten Terrains) im Entstehen begriffen waren. Ja St. Bernardino sollte später ein Wintercurort werden, und dies schien mir in Anbetracht der unvergleichlichen Lage, des guten, frischen Klimas als nicht undurchführbar. Während in den Wintermonaten in Südargentinien ein kalter Pamperosturm die Bäume entblättert und zahlreiche Erkrankungen der Athmungsorgane hervorruft, dürften Erholungsbedürftige sich hier wohl fühlen.

Im Hôtel ist man sehr gut aufgehoben. Der Wirth, ein Däne, der sich auch bereits als Colonist müde gearbeitet hatte, hielt mit seiner deutschen Frau den Gasthof in musterhafter Ordnung. Freilich war ich zur Zeit der einzige Gast. Ich bewohnte das beste Zimmer und erfuhr erst nachträglich, daß sich in meinem Bette vor Kurzem der unglückliche Unternehmer einer Privatcolonie wegen Unausführbarkeit seiner Pläne vergiftet hatte. So ist das Leben auch hier in der neuen Welt: über zerstörte Existenzen rollt das Glücksrad unaufhaltsam weiter.

Manchmal, wie ich später sah, war das Hôtel recht gefüllt; aus allen Winkeln der Colonie strömten die Leute herbei, um sich wieder an einem kräftigen, deutschen Mahle gütlich zu thun.

Ich fand in dem Director der Staatscolonie, welchem ich schriftlich empfohlen war, einen tüchtigen Vorstand der aus so verschiedenen Elementen gebildeten Gemeinde, einen harten Charakter, der manchem Sturm trotzen mochte. Er war früher preußischer Officier und leider gegenwärtig gleichfalls mit einer Paraguayerin verehelicht. Herr F. wollte eben zu Pferde steigen, um bei einem widerhaarigen Colonisten eine Angelegenheit in Ordnung zu bringen, als ich ihn vor seinem ärmlichen Wohnhause antraf. Er lud mich ein, ihn zu begleiten. „Doch seien seine Pferde zu mager und abgeritten — deshalb soll ich mit ihm zur Fabrik des Herrn N. gehen, dem ich gleichfalls von Asuncion empfohlen war. Herr N. werde mit Vergnügen sehr gute Pferde beistellen.“ In einer Entfernung von zehn Minuten lag die schmucke Fabrik des Herrn N., eines freundlichen Sachsen, der das von den Colonisten gebaute Zuckerrohr zu Caña, einem trefflichen Branntwein, verarbeitete und ihnen somit den gelieferten Rohstoff in flüssiger Form wieder zuführte.

Herr N. saß eben beim Nachtische, allein in einem riesigen Speisesaale, umgeben von einem Rudel großer Hunde, die sich bei unserem Eintritte laut kläffend erhoben.

Der freundliche Sachse erklärte sich nach bewirkter Verständigung bereit mitzureiten, und stellte für mich sein schönstes, mit Mais gefüttertes Pferd bei.

Bald waren wir unterwegs; das nächste Ziel des Rittes war nach dem großen Blockhause, der Wohnung des Lehrers, wo sich über Aufforderung bereits einige Colonisten eingefunden hatten. Es sollte eine Gehaltsaufbesserung des halbverhungerten Schullehrers berathen und ein dagegenstimmender „Schulrath“ zum Bewilligen der gerechten Forderungen des armen Teufels bewogen werden. Nachdem Herrn F. diese harte Arbeit dem Anscheine nach gelungen war, schlug er einen Vergnügungsritt nach der von allen Deutschen Paraguays bekannten „Bierschlucht“ vor. Der Vorschlag wurde angenommen und sogleich ausgeführt.

Der Weg, den wir jetzt einschlugen, war prächtig; er führte das Seeufer entlang durch üppige Waldungen, an idyllisch gelegenen Häuschen vorbei, bis sich das ganze Terrain senkte. Dann wurden die Thalhänge steil, sie traten nahe aneinander heran, und in der Sohle rauschte ein Wildbach, der in tosenden Cascaden dem See zueilte. Inmitten hoher Urwaldbäume lag ein Häusercomplex, aus welchem

ein dampfender Schornstein emporragte, und Palmen, Bananen und Orangenbäume umsäumten eine reiche, saubere Anpflanzung. Vor uns lag die Bierschlucht. Der Name rührte von der durch Herrn O. geführten kleinen Bierbrauerei her, welche die Colonie mit einem leichten, vortrefflichen Biere versorgte. Der unternehmende Bräuer begrüßte uns mit wahrer Herzlichkeit und war es ihm ein angenehmes Bedürfniß, mir sogleich seine jungen Kaffeepflanzungen, seine Gärten, natürlich vor Allem die hochwichtige Brauerei zu zeigen. Mit Stolz erzählte er, daß dies wohl die einzige Biererzeugung in Inner-Südamerika sei. Das leichte Bier, welches uns vorgesetzt wurde, mundete sehr gut und ich glaube nicht, was Mißgünstige behaupteten: Das Bier würde in der heißen Jahreszeit sauer und hätte die unangenehmsten Folgen. Gegenwärtig tranken wir alle nach Herzenslust, aber ich staunte, die Uebrigen zum Bier große Mengen frischer Bananen verzehren zu sehen.

Der wackere Bräuer stellte mir seine zahlreiche Familie, lauter flachshaarige, gesunde Jungen, die er militärisch dressirt hatte, vor. Bald wurde es mir in angenehmer Gesellschaft so wohl zu Muthe, daß ich mich schwer zum endlichen Aufbruche rüstete.

Für den nächsten Morgen hatte mich Herr N. zu einem gemeinsamen Ritte nach den „Brasilianern“ eingeladen.

Die Luft der ersten Morgenstunden des nächsten Tages waren von einer erquickenden, wohlthuenden Frische; von der spiegelglatten Seefläche wehte eine leichte Brise. Ich war auf Veranlassung meines Begleiters ebenso wie dieser mit Revolver und Messer wohlbewaffnet, denn es herrschten fortgesetzt Reibereien zwischen deutschen Colonisten und Einheimischen, welch letztere hier der Antiregierungspartei, „den Blauen“, angehörten und den von der Regierung begünstigten Eingewanderten eine sehr feindliche Gesinnung entgegenbrachten.

Als wir Beide, recht gut beritten, im mäßigen Trabe uns in westlicher Richtung zwischen dem See und der Cordillere auf einem von Karren gebahnten Wege befanden, erzählte mir Herr N. noch manches Interessante von der Colonie.

„Obgleich die Colonisten im Allgemeinen prosperiren, so erwerben sie sich doch blos das zum Leben Nothwendigste. Reichthümer lege gewiß keiner zurück. Hauptgründe dessen seien die exponirte Lage der Colonie, die schlechte Verbindung mit der Hauptstadt, kurz der Mangel an lohnendem Absatz ihrer Rohproducte. Man spreche jetzt viel von der Errichtung einer Dampfbootlinie von der Colonie über die Lagune zur nächsten Eisenbahnstation. Hierbei wäre viel

gewonnen, denn es gäbe auf dem See der tückischen Wetter in Menge, so daß öfter tagelang der Verkehr zu Wasser unterbrochen werden müsse. Am besten wäre, so meinte Herr N., die Canalisirung des Abflusses der Lagune zum Flußbecken des Rio del Paraguay, des sumpfigen Salados. Auf diese Weise wäre eine weitgehende Communication eröffnet. Doch zu all diesen Projecten sind die Verhältnisse noch nicht sicher genug. Die gegenwärtige Regierung ist schwach und arm. Der Director und die Beamten würden nie bezahlt, so daß sie sich durch mancherlei schadlos halten müssen, was gewiß nicht zum Vortheile der Colonisten wäre. Außerdem ist, wie bemerkt, die hier wohnende Guaranibevölkerung im Allgemeinen gegen die Colonisten, welche sie als fremde Eindringlinge haßt, verhetzt."

Es kam schon wiederholt zu Thätlichkeiten. Auch sind sogar einige Mordthaten an Deutschen verübt worden. Herr F., der Director der Colonie, regte bereits eine militärische Organisirung zu gemeinsamer Abwehr an, im Falle eines allgemeinen feindseligen Angriffes. „Doch so weit kommt es jetzt vorläufig nicht," erzählte Herr N. weiter, „denn auch diese Leute kennen und respectiren die Macht der deutschen Regierung. Ihnen," setzte er hinzu, „dürfte es nach all diesen Schilderungen hier vielleicht nicht mehr so gut gefallen." Doch ich sah mich um und deutete wortlos auf das Paradies, welches uns umgab. Wie herrlich war die Vegetation, wie mild und kräftig die Atmosphäre. Links der weite See mit seinen anmuthigen bergigen Ufern, um uns die üppig grünen Wiesen, auf welche hin und wieder Gruppen gigantischer wilder Feigenbäume weite Schatten warfen. Auf den Grasplätzen weideten schöne Rinder, Schafe, Ziegen und Pferde. Rechts von uns stieg die mäßig hohe Gebirgskette sehr steil hinan, dichter Urwald deckte die Hänge, während zierliche Palmengruppen im Winde schaukelnd die Höhe krönten.

Bei einem idyllisch gelegenen Häuschen machten wir nach einstündigem Ritt über Vorschlag meines gefälligen Führers „Halt". „Es wäre für Sie sehr interessant, ein Bauernhaus hierzulande zu besichtigen," meinte Herr N., „die Leutchen wohnen hier auf meinem Grund und Boden. Ich habe sie gewissermaßen mitgekauft. Sie besitzen höchstens ein Paar Kühe und betteln wohl zu Zeiten. Von Abgaben ꝛc. ist natürlich keine Rede. Ich ziehe die arbeitsscheuen hin und wieder zu kleinen Arbeiten in der Fabrik heran und halte mich auf diese Weise schadlos."

Wir betraten das Häuschen. Es war aus Palmstämmen gezimmert und mit Schilfrohr gedeckt. Die beiden Stuben der Hütte wurden in der Mitte durch einen nach vorne ungedeckten Raum, wo ein offenes Feuer prasselte, getrennt und

das einzige Mobiliar der fensterlosen Zimmer waren selbstgefertigte Hängematten, die zur nächtlichen Ruhestätte dienten.

Als wir den offenen Raum betraten, woselbst um das Feuer fünf leicht-bekleidete Weiber in allen Altersstufen, von der häßlichen gebeugten Matrone bis zum dreizehnjährigen, jugendfrischen Kinde saßen, erhoben sich dieselben und hießen uns mit vielem Anstande willkommen. Die Frauen schienen in keinem sehr intimen verwandtschaftlichen Verhältnisse zu einander zu stehen, vielmehr sich durch freie Wahl zum gemeinschaftlichen Leben zusammengefunden zu haben. Jede derselben besaß schon Kinder, die sich gegenwärtig in beneidenswerthem Urzustande in der Hütte herumtrieben. Hausvater existirte eigentlich kein stabiler. Gegenwärtig wurde er durch einen achtzehn- bis zwanzigjährigen Burschen repräsentirt, der sich später gleichfalls, träge daherschleichend, mürrisch näherte.

Die Lebensbedürfnisse der Quaranibevölkerung sind sehr gering. Während die frühere Generation durch Mittel drakonischer Strenge zur Arbeit angehalten wurde, mehr um durch Steuern und Abgaben die Ausgaben der anspruchsvollen Regierung eines Lopez decken, als den eigenen Bedürfnissen Rechnung zu tragen, lebt die gegenwärtige in voller Freiheit, die sich in manchen Gegenden bereits wieder dem Urzustande nähert. Aus der wilden Baumwollknolle weben die Weiber nach Indianerart für sich und die Ihrigen weiße, leichte Gewänder; die Manjoka-wurzel, die fast ohne jede Nachhilfe wächst und auf die mannigfachste Weise zu-bereitet wird, die verschiedenen Früchte, die karge, dünne Milch der Ziegen und Kühe, gelegentlich ein Wildbraten, bilden die einzige Nahrung dieser Paraguayer. Matté, der vortreffliche Thee, wächst wild im Walde, Cigarren bekommt man zu fabelhaft billigen Preisen in Mengen. Ist irgend etwas Außerordentliches zu bestreiten, etwa ein neuer, rother Poncho, ein Sattel oder eine Waffe, dann geht man in den Taglohn, bis man die gewünschte Summe erworben hat, um nachher wieder zur früheren beschaulichen Lethargie zurückzukehren.

Die Frauen, bei denen wir gegenwärtig weilten, versuchten uns zu bewirthen. Man reichte uns die Mattébomilla und offerirte die Cigarren, die ihnen sehr gut mundeten, mir aber ganz absonderlich vorkamen. Haus, Garten und Feld waren bald besichtigt. An Geräthen gewahrte ich blos eine Art Spinnrocken und einige Töpfe, die aus ausgehöhlten Kürbissen hergestellt waren. Im Garten wuchsen Manjoken, Baumwolle und Tomaten.

Als wir bald nachher wieder zu Pferde saßen, erklärte mir Herr N., daß hier in Paraguay unter den Eingeborenen freie Liebe herrsche und öfter die haar-

sträubendsten Familienverhältnisse vorkämen. Doch seien die Weiber den Fremden gegenüber abstoßend, wenn sie auch Eheschließungen mit Letzteren nicht immer abgeneigt wären.

Es ging nun einen steilen Gebirgspfad hinan. Bald war es kein Pfad mehr. In dem jetzt ausgetrockneten steinigen Rinnsale eines Waldbaches schritten wir mühsam empor, die Pferde hinterher ziehend und lärmend, gleichsam höhnend, begleitete uns eine Schaar Affen in dem hohen, dichten Geäste der Baumriesen.

Nun war der Kamm erreicht. Droben wechselten anmuthige Wiesen mit Mais- und Zuckerrohrpflanzungen, die sich um zerstreut liegende Blockhäuser gruppirten, Wälder mit üppigen Bananenhainen. Orangenbäume mit ihren goldenen Früchten zogen sich in natürlichen Alleen von Haus zu Haus. Diese Pflanzungen, die über ganz Paraguay ausgebreitet und der Initiative des Präsidenten Antonio Lopez zu verdanken sind, werden von den jetzigen Bewohnern als willkommene Mitgabe auf die verschiedenste Weise ausgenützt.

Die vor uns liegende Ansiedlung nannte man „zu den Brasilianern". Diese ersten Besiedler St. Bernardinos waren vor einer Reihe von Jahren dürftig und unzufrieden mit ihren dortigen Schicksalen aus Brasilien eingewandert. Es waren alle Berliner und ich glaube in früheren Zeiten wohl arge Socialdemokraten gewesen. Freilich dämpft sich in der Ferne der Unmuth gegen die Verhältnisse der alten Heimat und nur die freundliche Erinnerung bleibt im Gemüthe des Emigranten zurück. Haben doch die ärgsten Umstürzler von ehedem dem deutschen Gesandten, als er in Asuncion zu Besuch weilte, ein Festbankett gegeben und hierbei mit Stolz ihre Anhänglichkeit und die Unterthanenschaft manifestirt. Die noch ziemlich echtfärbigen Berlinerkinder leben hier unter den Tropen als Bauern von ihrer Hände Arbeit, sind zufrieden und nahe daran, durch Abzahlung der von der Regierung vorgestreckten Subsidien, sowie der käuflichen Erwerbung des Grund und Bodens sich eine Existenz mit solider Basis zu gründen. Es gedeiht hier oben: Mais, Manjoka, Zuckerrohr, Baumwolle, Klee, Gemüse aller Art, Tomaten, Kartoffel, Hülsenfrüchte; dann giebt es Orangen, Bananen, Quayaba.[1] Eine Hauptrolle spielt das Rindvieh, dann Pferde, Ziegen, Schweine und Hühner. Bei der Familie Wieke — die Hausfrau wurde als ausgezeichnete Webfrau gerühmt — genossen wir ein einfaches Mittagmahl und tranken den ausgezeichneten, leichten Orangenwein.

[1] Eine halbwild wachsende feigenähnliche Baumfrucht.

Am späten Nachmittage führte uns der Weg nach dem Städtchen Altos, dessen Bewohner die Erzeugnisse der Milchwirthschaft St. Bernardinos consumiren oder dieselben nach Asuncion überführen. Unterwegs, es gab noch eine Reihe mäßig hoher Gebirgsketten zu passiren, gewahrte ich große arrondirte und bebaute Grundcomplexe mit einem ansehnlicheren Steinhause. Herr N. erklärte mir, daß dies der Wohnsitz eines Herrn von R. sei, wie überhaupt in St. Bernardino mehrere Mitglieder der ältesten deutschen Adelsfamilien existirten, die gleich den übrigen Colonisten ein ziemlich bescheidenes Leben fristeten.

Das Städtchen Altos bestand aus einem Häuservierecke, welches einen riesigen Wiesenplatz einschloß, in dessen Mitte sich die hölzerne, thurmlose Kirche erhob. Es gab da eine ansehnliche Menge Polichen, sowie einige Cafés, wo die Colonisten bei Wein und Spiel ihrer mühsam erworbenen Groschen nur zu bald ledig werden.

Da der Tag mittlerweile sehr vorgeschritten war und eine nächtliche Rückkehr nicht räthlich erschien, so nächtigten wir in Altos, und ich hatte den Vortheil, den nächsten Tag eine der hier landesüblichen Carreras mitzumachen, wo Colonisten mit den mißvergnügten Paraguayos concurrirten. —

Der Rest meines Aufenthaltes in St. Bernardino verlief sehr angenehm. Wir machten Excursionen zu Fuß, zu Pferd in die herrliche Umgebung, die leider durch die allgemeine Jagdfreiheit vom Wilde so ziemlich entblößt ist, eine flüchtige Brise schwellte die Segel der Barke, wenn wir in den See hinausfuhren, um zu fischen oder nach Ottern zu schießen, und mit Bedauern sah ich den Tag herannahen, den ich zu meiner Abreise bestimmt hatte.

Als ich mich am Landungsplatze zur Rückkehr nach Asuncion einschiffte, geleitete mich eine ansehnliche Schaar neugewonnener Freunde, von denen ich herzlichen Abschied nahm.





VII.

Die Republik Paraguay und Nuestra Señora de la Asuncion.

Es wird vielleicht nicht ohne Interesse sein, als Einleitung zur Schilderung der höchst eigenartigen Hauptstadt von Paraguay, die schon mehrmals berührte Geschichte dieser kleinen Binnenrepublik einheitlich darzustellen:

Die Spanier versuchten schon vom Jahre 1525 an, wo Martin Garcia den La Plata-Strom entdeckte, bis 1537 auch in Paraguay festen Fuß zu fassen, erlitten jedoch von den kriegerischen Indianerstämmen viele Niederlagen. Später gelang es ihnen, Niederlassungen zu begründen; aber Bürgerkriege in der Heimat und sonstige Rivalitäten hinderten die Spanier, die Colonisation mit Nachdruck zu verfolgen. Da kamen 1608 eingewanderte Jesuiten in das Land, welche die Macht nach und nach so an sich rissen, daß schließlich die Madrider Regierung nichts mehr zu unternehmen wagte. Der unermüdliche Orden schuf nun ein Reich, welches das ganze heutige Paraguay umfaßte, bis Peru hinüber reichte, mit Umsicht und Energie regiert, jedoch allen Zwecken des Jesuitenthums dienstbar gemacht wurde. An 100.000 Indianer wurden gezähmt, d. h. gezwungen, in ständigen Niederlassungen zu verbleiben, man lehrte sie beten und arbeiten. Es bestand eine fixe Tageseintheilung, jede Stunde mußte entsprechend ausgenützt werden, zur Arbeit, zum Spiel und Tanz, ja selbst zur Liebe. Spanische Ansiedler kamen später in das Jesuitenreich und heirateten indianische Weiber, so daß sich allmählich eine Mischrasse entwickelte, welche mit dem ursprünglichen Indianernamen „der Quaranis" bezeichnet wurde, und welche noch heute die eingesessene Bevölkerung der Republik

Paraguay, die sich zu ihrer Umgangssprache noch immer des alten Indianeridioms bedient, bildet.

Die großen Erfolge der Jesuiten erregten im Laufe der Zeiten ein stets gesteigertes Mißfallen von Seite der Spanier im Süden und bei den Portugiesen, deren Eifersucht im Norden des Landes schon lange eine Gelegenheit zum Conflicte gesucht hatte.

Erst als die Jesuiten sich einem 1750 zwischen den Spaniern und Portugiesen geschlossenen Vertrage widersetzten und auch sonst ihre Macht sich höchst unangenehm fühlbar machte, wurde ihnen 1754 von beiden Seiten der Krieg erklärt, welcher vier Jahre lang währte und von den fanatisirten Quaranis mit wahrer Tollkühnheit geführt wurde. Jedoch erst 1768 gelang es den Mächten, das Jesuitenreich vollkommen zu vernichten, die frommen Väter gefangen zu nehmen und auszuweisen. Die Missionen wurden den Civilbehörden übergeben.

Die 1810 in Buenos-Ayres ausgebrochene Revolution gegen die spanische Oberhoheit ergriff auch Paraguay, woselbst es Rodriguez Francia gelang, 1814 zum Dictator und später auf Lebenszeit gewählt zu werden. Francia regierte mit eiserner Hand und schloß das Land hermetisch nach Außen ab. Erst sein 1840 eingetretener Tod endete das Schreckensregiment, welchem nun ein zweijähriges Interregnum gefolgt war. Im Jahre 1842 versammelte sich ein Nationalcongreß zu Asuncion, welcher Don Carlos Antonio Lopez zum Präsidenten vorerst auf zehn Jahre erwählte. Die Epoche, welche jetzt folgte, bezeichnet ein allgemeines Gedeihen des Landes. Antonio Lopez zog Fremde in das Land, eröffnete die freie Schiffahrt, regulirte die Abgaben, schuf weise Gesetze, drillte eine tüchtige Armee nach europäischem Muster und sammelte einen Staatsschatz. Erst später, als Lopez mit dem Tyrannen Rosa, dem Gouverneur von Argentinien, der Paraguay noch immer als argentinische Provinz betrachtete, wegen der freien Schiffahrt in Streitigkeiten und schließlich in Krieg gerieth, wurde auch er grausam gegen Jedermann und schloß das Land vollkommen ab. Ihm folgte sein Sohn Don Pancho Solez Lopez, der schon einen tüchtigen Ruf als General hatte und vielfach in Europa gereist war, woselbst ihm am Hofe Napoleon III. fast königliche Ehren erwiesen wurden. Mag sein, daß dieser Umstand schon den Grund zu seinem späteren Größenwahne gelegt hatte. Zwischen Paraguay und Brasilien und Argentinien ausgebrochene Grenzstreitigkeiten benützte er sofort, auf seinen wohlgefüllten Säckel und seine gedrillte Armee pochend, zur Kriegserklärung. Siegreich drang er in Corrientes ein und eroberte die Hauptstadt. Inzwischen rückten die

alliirten Brasilianer, Argentiner und Uruguayer unter dem Grafen d'Eu mit mehr Nachdruck und Glück vor, entsetzten Corrientes und jagten Lopez wieder über die Landesgrenze zurück.

War Lopez zu Beginn des Krieges, als ihm die Glückschancen zugeneigt erschienen, von bewunderungswürdigem Heroismus erfüllt, so wurde er im Verlaufe des fünfjährigen Krieges, als das Kriegsglück ihm definitiv den Rücken kehrte, brutal, grausam und ungerecht.

Noch heute sehen wir mit Staunen die Ruinen des großen Arsenals in Asuncion, wo Lopez aus Landesmitteln eine Flußflottille zimmern, wo er Kanonen gießen ließ, Munition und Gewehre verfertigte. Die ganze männliche Bevölkerung war successive zu den Fahnen des Tyrannen gezogen worden, dreizehnjährige Knaben, wankende Greise, und sie alle folgten ihm ohne Murren mit Begeisterung in Tod und Verderben. Was half es? Die Kräfte der Tripelallianz waren zu groß. Vergebens war das blutige Ringen im verschanzten Lager von Humaità, die Gefechte bei Capo Angostura, wo noch heute die Feldverschanzungen zu sehen sind, es mußte doch zur Katastrophe bei Itá und Tomas Valentinas kommen, wo das Lopez'sche Heer total vernichtet, hernach die Hauptstadt bombardirt und genommen wurde und der Dictator, den Rest der Bevölkerung mit sich in das Verderben reißend, floh in die Wälder des Nordens. Dort wurde er getödtet und der Rest seiner Getreuen decimirt.

War die Bevölkerung vor dem Kriege 1865 mit 1,300.000 Köpfen zu beziffern, so zählte man nach dem Friedensschlusse, den die Alliirten in Asuncion 1870 dictirten, nur mehr 300.000, zumeist Weiber und Kinder.

Zwanzig Jahre sind seit dieser blutigen Epoche über das Land gezogen und noch nicht die Spuren verwischt, welche jene Zeit dem Staate und der Hauptstadt Nuestra señora de la Asuncion aufgedrückt.

Die äußerst schwache republikanische Regierung, die dem Schreckenssysteme gefolgt war, mußte nun vor Allem bemüht sein, durch Zahlung der Kriegsschuld die Räumung des Landes von den Armeen der Alliirten zu bewirken. Zu diesem Zwecke wurde in London eine Anleihe von 1½ Millionen Pfund Sterling = 7,350.000 Pesos aufgenommen. Seither wurde an einer Pacificirung der inneren Verhältnisse und an der Reorganisation der Verfassung gearbeitet, das Land den Fremden, die unter Lopez theils vertrieben, theils gefangen oder getödtet wurden, wieder eröffnet und allenthalben der Cultur und dem Fortschritt, wenngleich mit schwachen Kräften, neue Bahnen geschaffen.

Das ganze Land mit der Flächenausdehnung von 146.886 Quadratkilometer stellt eine nach Süden und Westen abhängende Ebene dar, wo wenige Hügelreihen verlaufen, die nur in seltenen Fällen 300 Meter Höhe erreichen. Die Ostgrenze bildet die Cordillere de los Montes, die Westgrenze der Rio del Paraguay, außerdem besitzt die Republik einen entsprechenden Antheil an dem Gebiete des Gran Chaco.

Dort, wo der Paraguaystrom sich lagunenartig erweitert, rechtsseitig der Rio Pilcomayo einfließt, liegt auf einer gegen Norden offenen Hügellehne, hart am Flußufer, die Hauptstadt der Republik Asuncion oder auch Nuestra señora de la Asuncion.

Die Stadt ist amphitheatralisch angelegt und bietet mit ihren vielen eigenartigen Bauten, dem frischen Grün, das sie umgiebt, und dem lebhaften Hafen ein sehr anmuthiges Panorama.

Kommen wir von der Seeseite, so überrascht der Hafen mit seinen zweckmäßigen, im großartigen Style begonnenen, jedoch bescheiden vollendeten Hafenanlagen, woselbst viele Seeschiffe, Privatdampfer, die drei Kanonenboote der Republik, sowie auch nordamerikanische, brasilianische und argentinische Flußkriegsdampfboote ein ebenso lebhaftes, als eigenthümliches Bild schaffen.

Betreten wir das Land, so gewahren wir am Hafenplatz und längs der vielfach gewundenen Uferböschungen regellos zerstreute, kleine, unscheinbare Häuser, Ranchos, aus Holz oder auch aus Eisen hergestellt. Zwei Bauwerke, eigentlich unfertige Ruinen, die sich zunächst des Landungsplatzes erheben, erregen sogleich unsere Aufmerksamkeit.

Gleich hier begegnen wir den unfertigen Werken, die Lopez zu Anfang seiner Regierung begonnen hatte, mit denen er sein Asuncion, die erträumte, künftige Großstadt und vielleicht Hauptstadt einer paraguayschen Monarchie schmücken wollte. Da erheben sich die gigantischen Bogengänge, die für die Front des aufzubauenden Zollgebäudes bestimmt waren — nunmehr halbe Ruinen, mit Strauchwerk überwuchert. Unweit davon sieht man einen großen Häusercomplex mit einem eingestürzten Schlot, gleichfalls zerfallen und verödet — dies war das Arsenal, wo es ehemals Arbeit für tausend Hände gegeben.

Unser Gepäck wurde im Zollhause, einem schmucken, kleinen Neubau, der den bescheidenen Bedürfnissen der Binnenstadt genügen muß, von den Beamten mit vieler Höflichkeit visitirt, und so steht uns nichts mehr im Wege, in unser Hôtel „Hispano America" zu gelangen. Freilich, Lohnkutschen giebt es in ganz

Asuncion keine und außer der Pferdebahn, welche die Hauptstraßen der Stadt durchzieht, überhaupt gar keine anderen Fuhrwerke für den Personenverkehr, so zwar, daß selbst Leichenzüge auf den Schienen zum Friedhofe hinausrollen. Zur Erklärung des eben Gesagten muß man sofort bemerken, daß die ungepflasterten, krummen Straßen von Asuncion mit tiefem Flugsande bedeckt sind, so daß ein Fortkommen zu Wagen, besonders bei Regenwetter, wo sich fast unergründliche Moräste bilden, unmöglich ist. Die Häuser von Asuncion, längs welchen ein bedeutend erhöhtes Trottoir aus Backsteinen für die Fußgänger führt, sind gleichfalls unbedeutend, besitzen keine schönen Marmorhöfe, wie wir sie in Montevideo oder Buenos-Ayres bewunderten, hingegen gewahrt man häufig hübsch gehaltene Gärtchen mit exotischen Pflanzen und nicht selten ein palastartiges, zweistöckiges Gebäude zwischen elenden Hütten.

Die krumme Hauptstraße „Calle Progresso" führt vom Hafen ziemlich steil empor. In ihrer Mitte befindet sich das Hôtel „Hispano America", ein ehemaliger von Verwandten des Lopez bewohnter Palast, wo heute der Fremde recht gut untergebracht und mit jedem vernünftigen Comfort umgeben ist.

Unweit des Hôtels bemerkt man die Nationalbank der Republik, in deren mehr als bescheidenen Kanzleien deutsche Beamte als Chefs fungiren. Wie sehr das Deutschthum übrigens festen Fuß gegriffen, sehen wir in den zwei großen Berliner Waarenmagazins und in der deutschen Apotheke.

Schreiten wir auf der Fortsetzung der „Calle Progresso", der „Calle Las Palmas" weiter, so sind wir durch einen unfertigen Ziegelrohbau überrascht, in dessen edlen Formen wir das Original unschwer wiederkennen. Es ist dies eine Capelle, die Lopez bald nach seiner Pariser Reise offenbar dem herrlichen Panthéon des Invalidenpalastes nachbilden ließ, die, wie man erzählt, dazu bestimmt sein sollte, einst die Familiengruft der „Dynastie Lopez" einzuschließen.

An der dem langsamen Verfalle gewidmeten Capelle vorüber, gelangt man zu einem viel praktischeren Bau, den noch der alte Antonio Lopez, den Bedürfnissen der Stadt entsprechend, errichten ließ, zur großen Markthalle nämlich, zum „Mercado Central", wo die vielfachen Erzeugnisse des Landes feilgeboten werden. Hier macht man die besten Studien in den unteren Schichten der einheimischen Bevölkerung. Nachdem die männliche Einwohnerschaft durch den mörderischen Krieg so gut wie aufgerieben war, mußten sich die Frauen ohne diese durchzuhelfen suchen. Und sie haben es auch innerhalb der 20 Jahre so weit gebracht, daß sie jetzt fast ausschließlich den Kleinhandel betreiben, ihre Felder bebauen, sowie auch im öffent-



Mercado central und Lópezkapelle in Asuncion.

lichen Leben die Hauptrolle spielen. Die mittlerweile herangewachsene männliche Generation ist in bedeutender Minderzahl und zieht es vor, die Zeit im süßen Nichtsthun zu vergeuden. So sehen wir auch hier im „Mercado Central“ die weißgekleideten Chinas, die selbstgedrehte Cigarre im Munde, alle Geschäfte verrichten; feilschend, eilend, kreischend, lasttragend tummelt sich die Frauenwelt in den weitläufigen, reinlichen Hallen und es summt und krabbelt durcheinander wie in einem Bienenstock. Die jungen Burschen aber, in rothe Ponchos gehüllt, machen draußen vor dem Thore ihre schlechten Witze über die Aus- und Eingehenden und dampfen ihre Cigarren.

Weiter abwärts gegen den Fluß zu, steht das neue Theater. Dasselbe wurde erst kürzlich eröffnet und repräsentirt sich als ein einfacher, jedoch schmucker Bau mit vorwiegender Holzconstruction. Gleich daneben sieht man wieder eine unfertige Ruine von ganz ungeheurem Umfange. Auch diese rührt von Lopez her. Hätte ihn sein Verhängniß nicht früher erreicht, so wäre auch die Idee verwirklicht worden. Lopez beabsichtigte nämlich, nach dem großartigen Muster des Mailänder Sclatheaters, für welches er sich seit seiner europäischen Reise so sehr interessirte — man denke sich in dieser kleinen südamerikanischen Binnenstadt! — ein gleichartiges Opernhaus zu schaffen. Heute stehen die Mauern traurig da und allenthalben wuchert Gras und Strauchwerk; dort, wo der Raum für das Parterre, für die große Bühne noch deutlich zu erkennen ist, weiden die Ziegen armer Leute, und wo sich das Fachwerk glänzender Logen aneinander reihen sollte, nisten Raubvögel und giftige Reptilien.

Gehen wir eine Parallelstraße noch weiter abwärts, so kommen wir auf den Hauptplatz. Da befindet sich die Kathedrale, eine bunt bemalte zweithürmige alte Jesuitenkirche mit außerordentlich breitem, niederem Schiffe, das unansehnliche Ministerium, die Kaserne und der noch von den Jesuiten herrührende, alte Regierungspalast mit der Wohnung des Präsidenten. Auch hier wird der unebene, theils sandige, theils mit Gras bewachsene Hauptplatz in der Mitte durch eine bescheidene Gartenanlage und die unvermeidliche Freiheitssäule geziert.

Hinter der Kaserne, wo ein Theil der Armee Paraguays untergebracht ist, da wo sich das Rinnsal eines Baches durch die steile Uferböschung einen schluchtartigen Ausweg zum Flusse geschaffen, stehen in regellosen Haufen eine Anzahl Miniaturhütten aus Lehm, in welchen die Soldatenweiber mit ihrer großen, vor Schmutz starrenden, nackt umherlaufenden Nachkommenschaft kunterbunt zusammen hausen.

Oberhalb des eben geschilderten Platzes sehen wir den Bahnhof, aus welchem einst der erste Eisenbahnzug in Südamerika abging, und unterhalb, hart am Flusse die vollendete Krone der Schöpfungen Lopez', der im herrlichsten Renaissancestyl erbauten „Palacio nuevo".

Man kann eine gewisse Rührung nicht überwinden bei der Betrachtung dieses edlen Gebäudes, wenn man bedenkt, welche Mühe dessen Herstellung kostete und welch hochfliegende Pläne sich an die Vollendung knüpften. Der Baumeister verstand es, den Angaben des Schöpfers entsprechend, dieses Backsteingebäude in edelstem Sinne zu verklären und demselben eine ebenso würdige, als harmonische Decoration zu verleihen. Mächtig erhebt sich die Front des zweigeschossigen Hallenbaues directe vom Flußufer, auf eine gewaltige Grundmauer aus Quaderblöcken gestützt, doppelt das Auge erfreuend durch die schöne Vertheilung und Abstufung der einfachen Ornamentik. Die Mitte ist von einem umfangreichen viereckigen Thurme gekrönt, der selbst wieder von vier Thürmchen flankirt wird. Von der Landseite ist das Hauptgebäude mit zwei niederen Nebenflügeln versehen, das Portal ist mächtig und es führt von der Thorhalle eine stylvolle Doppeltreppe in die oberen Räume empor; ober dem Eingange aber wacht der paraguay'sche Löwe. Nachdem Lopez sein künftiges Heim von außen fertig gebracht hatte, begann er den Krieg, und als ihn sein Verhängniß ereilte, schien der schöne Bau, der durch das Bombardement bei seiner exponirten Lage unendlich gelitten hatte, gleich den übrigen Machwerken dem Verfalle gewidmet zu sein. Auch hier wuchs Moos und Gras, die große Treppe stürzte zusammen — und der Löwe war hinter der Unmasse wuchernden Unkrautes verschwunden.

Erst in jüngster Zeit sammelte der Nationalcongreß die Mittel, um den Bau vor dem Untergang zu bewahren und das Interieur zu vollenden.

Asuncion zählt heute 20.000 Einwohner, darunter leben Vertreter fast aller Nationen. Da giebt es deutsche und österreichische (Dalmatiner) Krämer, deutsche, dänische, schwedische Geometer, englische und französische Ingenieure, nordamerikanische Speculanten, brasilianische und argentinische Viehhändler und Agenten. Alle Nationen scheinen sich hier ein Rendez-vous gegeben zu haben und wird durch diesen Umstand das öffentliche Leben ganz eigenartig beeinflußt. Wenn Sonntags die Consulate ihre Nationalflaggen hissen, so flattert es an der Flaggenstange fast eines jeden zehnten Hauses. Die Franzosen treffen sich im „Café de Paris" und mit ihnen alle romanischen Rassen, während die Germanen sich in ihrem „Gambrinustempel" gütlich thun, mit dem frohen Bewußtsein von Actionären, die

durch fleißiges Consumiren ihrer eigenen Artikel sich eine fette Dividende sicherstellen können, denn die deutsche Clubwirthschaft ist eine Actiengesellschaft und, wie man sagt, die Actionäre selbst ihre fleißigsten Gäste.

Dort geht es häufig hoch her. Man gab im vorigen Winter in dem großartig decorirten Saale einen Ball, zu welchem sich die ganze deutsche Colonie, an 300 Personen, eingefunden hatte.

Da die Regierung äußerst schwach und besonders den Fremden ein großer Spielraum für ihre Handlungen gegeben ist, so blühen hier, wie in fast keiner anderen Stadt Südamerikas, eine große Anzahl menschlicher Parasiten, deren Umgang man als Neuling nicht genug vermeiden sollte.

Was die einheimische Gesellschaft anbelangt, so ist dieselbe besser, als man denken würde. Der vornehme Paraguayo spricht zwar ein sehr mangelhaftes Spanisch, schreibt es fast gar nicht, sondern bedient sich im wechselseitigen Verkehr gerade so wie der gemeine Mann seiner Quaranisprache, doch halten die Leute ebenso wie in Argentinien auf gute Manieren und führen mitunter recht luxuriöse Haushaltungen. Die Frauen verheiraten sich sehr häufig mit Europäern und sollen dann ganz vortreffliche Hausfrauen sein. Ein angenehmer Zufall ließ mich die Bekanntschaft mit Missis B. machen, der Schwiegermutter des Sohnes Solez Lopez'. Derselbe, ein noch junger Mann, aus der Verbindung seines Vaters mit der Französin Madame Linche hervorgegangen, lebt gegenwärtig in Buenos-Ayres gewissermaßen als „Prätendent".

Missis B., eine äußerst gebildete Nordamerikanerin, wohnte, wie ich hörte, nur zu dem Zwecke in Asuncion, um die Forderung von 3000 Leguas Land bei der Regierung für ihren Schwiegersohn zu betreiben. In den Salons dieser Dame hatte ich die Gelegenheit, alle in Bezug auf Antonio und Solez Lopez merkwürdigen Reliquien in Augenschein zu nehmen, darunter mehrere Porträts und Oelbilder der beiden berühmten Männer.

Missis B., die couragirte Dame, stellte sich eines Tages an die Spitze einer von ihr ausgerüsteten Expedition, welche den Zweck hatte, die letzte Zufluchtsstätte und das Grab Solez Lopez in den Wäldern im Quellgebiete des Aquidaban aufzufinden. Wenngleich der Zug mit großer Umsicht geleitet war, so hatte er doch nicht den gewünschten Erfolg, trotzdem, nach der Auffindung von allerlei Ueberresten zu schließen, man sich auf der richtigen Spur befand. Es geht hier die Sage, daß der flüchtige Präsident noch einen großen Schatz mit sich führte und denselben in der Nähe seines letzten Schlupfwinkels von einer Anzahl Leute

vergraben ließ, die er nach gethaner Arbeit eigenhändig getödtet haben soll. Falls sich dieses Gerücht bewahrheitet, so wären die Gründe, welche die Familie zur Ausrüstung solcher Expeditionen veranlassen, wohl noch andere als nur die der Pietät.

Wenn man mit der Betrachtung des öffentlichen Lebens von Asuncion fortfährt, so kann man die Sicherheitszustände nicht unerwähnt lassen. Es läßt sich nicht leugnen, daß in der Umgebung der Stadt sehr häufig Mordthaten, und solche der grausamsten Art vorkommen, doch sind die Uebelthäter zumeist eingewanderte Correntiner, welche übrigens im allerschlechtesten Rufe stehen. So hatten zur Zeit meiner Anwesenheit in Asuncion zwei Correntiner, die als Viehhüter in einer Estanzia angestellt waren, ihren Brotherrn, sowie dessen Sohn vor das Thor gelockt, lassirt und nach Ochsenart getödtet. Sie wurden eingefangen, überwiesen und zum Tode durch Pulver und Blei verurtheilt. Da die Ermordeten aber keine Einheimischen waren, so fühlten die Asuncioner mit den Verbrechern Mitleid und wollten die Vollstreckung des gerechten Urtheiles verhindern, indem zwei Deputationen, von denen die eine natürlich aus zwei Dutzend Frauen, die andere aus Bürgern bestand, beim Präsidenten zu wiederholtenmalen vorsprach, um für das Leben der Verurtheilten Gnade zu erbitten. Wer die Asuncioner Frauen kennt, wird gewiß staunen, wie der Präsident den Ansturm von 24 dieser Gattung wiederstehen konnte; jedenfalls war die energische Forderung des englischen Consuls, der als Landsmann der Ermordeten auf Vollstreckung des Urtheiles bestand, ein stärkeres Argument und so wurde der Gerechtigkeit freier Lauf gegeben.

Ich sehe sie heute noch, die beiden hübschen Jungen, in neue Ponchos gehüllt, verächtlich ihre Cigarette rauchend, auf den schwankenden, von vier Ochsen mühselig gezogenen Karren, in Begleitung eines Jesuitenpaters, der sie vergeblich noch mit dem Himmel zu versöhnen suchte, zur Richtstätte am Ufer der Lagune fahren. Die ganze Stadt war auf den Beinen. Die Glocken der Kirchen läuteten. Innerhalb eines großen Carrés Soldaten vollzog sich die Justificirung mit all den grausamen Ceremonien, wie sie dort üblich, wie sie noch unsere Väter vor Decennien in Europa mit angesehen. Eine große Schaar bewachter Sträflinge in Ketten wohnten der Hinrichtung bei, die für sie ein abschreckendes Beispiel sein sollte.

Wenden wir unseren Blick heitereren Bildern zu.

Welch lebhaftes Gewoge herrscht nicht Sonntags in den Vergnügungsorten: der Cancha, der Ricoletta und der Villa Morra! Alle drei Orte liegen östlich der Stadt, hintereinander auf der Höhe und sind mit der Pferdebahn zu erreichen. Mit Mühe erobert man sich noch ein Plätzchen in den überfüllten Wägen, denn

alles flieht da der ewig warmen Stadt, um draußen auf den lieblichen Höhen, inmitten prächtiger Gärten und Pflanzungen, den kühlen Luftstrom zu genießen, der von Süden kommt. Der halbwüchsige Kutscher kann seine Peitsche nicht genug handhaben, um die drei Pferde, die mühselig im tiefen Sande waten, vorzutreiben; mag auch der neun- bis zehnjährige Vorreiter sein mageres Vorauspferd zum Erbarmen bearbeiten, man kommt Sonntags immer mit fast einstündiger Verspätung an sein Ziel.

Manche Waggons sind nur von Frauen besetzt, die laut singen, schwätzen und überaus guter Dinge sind. Die Feineren darunter, schwarz gekleidet, tragen die altspanische Mantilla, die Gewöhnlichen hingegen sind in blendend weiße Gewänder gehüllt und haben um den Kopf wallende ebenso gefärbte Tücher. Sie alle aber schmauchen ihre Cigarren aus Villa ricca, eine mächtige Wolke hinter sich ziehend, daß man leicht ihren Pferdebahnwaggon mit einer dampfenden Locomotive verwechseln könnte.

Die Umgebung des mäßig ansteigenden Weges zur Cancha gestaltet sich zu einem fast ununterbrochenen Garten. Hier stehen nette Villen von Einheimischen und Europäern, dort fast verborgen in üppig blühenden Gärtchen die winzig kleinen Hütten der Eingeborenen, die man mit ihren weißen Gewändern oft in malerischen Gruppen in den tiefen Schatten der großen Bäume lagern sieht, überall gewahrt man einzeln und zu mehreren die schönen Pindopalmen, Orangenbäume, dann hohe Gräser, Cacteen und Farrenkräuter. Die Cancha selbst, ein Vergnügungsetablissement, ist auf der höchsten Kuppe des Hügelzuges errichtet. Von hier genießt man einen prächtigen Rundblick auf die heitere Landschaft, die sich ringsherum ausbreitet, auf weiche Terrainformen, die ohne eine Spur vulcanischer Thätigkeit der tertiären Periode angehören. Ein tiefgrüner Teppich deckt die sanften Kuppen und die breiten Mulden. Es schimmern kleine Häuser durch buschige Bananen- und Orangenpflanzungen, und Palmen in den schönsten Exemplaren sind über das ganze Gelände zerstreut. Unter uns senkt sich die Stadt mit ihren Bauwerken und vielen Kirchen terrassenförmig zum belebten Hafen, zur weiten Fläche des Rio hinab, das Indianergebiet erscheint als eine graugrüne Fläche, die am Horizont in einem Meere von Dünsten verschwimmt.

Fast noch schöner ist der Ausblick von hier, wenn die Nacht heranbricht: Das Firmament flimmert mit der erhabenen Pracht des südlichen Himmels; die Cancha und der ganze Weg ist elektrisch, fast taghell beleuchtet, drunten in der Stadt flimmern die großen Lampen in regelmäßigen Reihen, auf den Masten der

Schiffe sind die vorgeschriebenen grünen Lichter gehißt — der Horizont über dem Chacogebiet aber erglüht von ungeheuren Gras- und Waldbränden. Weiße, wallende Gewänder huschen an uns vorbei, sonderbare Gesänge tönen durch das Halbdunkel der lauen Nacht an das Ohr — dies prägt sich dem Beobachter unvergeßlich in das Gedächtniß ein — man däucht sich in den Zauberkreis eines Feenmärchens gebannt.

Auf der Cancha geht es Sonntags hoch her. Das Vergnügungsprogramm ist sehr reichhaltig. Vor Allem wären die Stiergefechte und die Pferderennen zu bemerken, außerdem finden hier Theatervorstellungen, Concerte und öffentliche Feilbietungen statt. Eine kleine halbe Stunde von der Cancha ist die „Ricoletta" entfernt, welche aus einem feinen italienischen Restaurant besteht, woselbst officielle Diners und sonstige Reunionen der guten Gesellschaft stattfinden. Neben dem Hotel steht eine alte Jesuitenkirche und ein zerfallenes Kloster in welches Lopez einst ein Cavallerieregiment einquartiert hatte. Hier befindet sich auch der nunmehr aufgelassene Friedhof mit den Grabstätten und Grüften der alten Asuncioner Familien. Den Beschluß unserer Wanderung durch die Hauptstadt Asuncion und deren nächsten Umgebung bildet das Familienhôtel Villa Morra. Daselbst sehen wir die bunte Gesellschaft aller gut situirten Fremden, die, inmitten einer reizenden Umgebung, bei guter Luft und vortrefflicher Verpflegung diese anmuthige Einsiedelei dem Stadtleben in Asuncion vorziehen.





VIII.

San Salvador.

Stillleben in Südamerika.

Zwischen dem Rio del Paraguay und der östlichen Grenzcordillere einerseits, dem Rio Apa und dem Aquidaban andererseits, liegt die nördlichste Provinz der Republik Paraguay, das Departamento de San Salvador.

Die Geschichte dieses Landstriches ist höchst ergreifend durch das grausame Geschick, welches speciell seine Bewohner in dem letzten Kriege betroffen, welches die früher cultivirten Gebiete verwüstet, die Bewohner, Städte und Dörfer vernichtet hatte.

Schon Jahre vor dem von Lopez begonnenen Eroberungskriege wurde diese Grenzprovinz von, durch die brasilianische Regierung organisirten Indianerstämmen heimgesucht, die plündernd, mordend und sengend die gesegneten Gefielde San Salvadors durchzogen, die Hauptstadt niederbrannten und sämmtliche Bewohner in die Wälder zerstreuten. Als endlich 1865 der Krieg officiell eröffnet wurde, gab Lopez den ohnehin unhaltbaren Norden preis und concentrirte die ganze Armee im Süden, um siegreich in Corrientes einzudringen. Damals verließen die schon vorher durch die blutigen Indianerinvasionen decimirten Bewohner, die nicht zu den Fahnen geeilt waren, also Weiber, Kinder und Kranke, ihre Heimstätten und wanderten obdachlos, ohne genügende Ernährung, in den Wäldern nördlich Asuncion Schutz suchend, umher. Verheerend wirkten unter den Flüchtlingen mörderische Krankheiten, und in demselben Maße wurde deren Anzahl gelichtet, wie das paraguaysche Heer von den Alliirten allmählich vernichtet ward.

So viel steht fest, daß zu Ende des fünfjährigen Krieges Niemand nach dem Norden zurückkehrte, daß San Salvador vollkommen verwüstet und entvölkert blieb.

Schon lange nach dem Friedensschlusse hatte sich der Süden der Republik neu organisirt und allmählich erholt, jedoch San Salvador blieb nach wie vor verödet und verwüstet. Kein Mensch hegte Vertrauen zu den modernen Verhältnissen und wagte es von Neuem, die ehemals so blühenden Gründe zu besiedeln. Da auch keiner der früheren Besitzer sich meldete — sie waren ja Alle schon längst unter der Erde — so nahm die Regierung von sämmtlichen Ländereien Besitz und ließ dieselben in Asuncion öffentlich feilbieten. Man konnte damals um wahre Spottpreise und zu den günstigsten Zahlungsbedingungen große Strecken dieses schönen Landes erstehen. Und trotzdem sämmtliche Ländereien an den Mann gebracht wurden, so bildeten sie doch nur Speculationsobjecte in den Händen der Besitzer, Niemandem fiel es ein, sich dort festzusetzen, sondern Jeder ließ das Land liegen und wartete den Zeitpunkt ab, es bald möglichst mit Gewinn wieder loszuschlagen.

So standen die Dinge. Eine Ausnahme des eben geschilderten machte eine mir verschwägerte Familie, die, in Buenos-Ayres wohnend, einen Riesencomplex Landes gekauft hatte, welches in einem Winkel zwischen dem Hauptstrome und seinem linksseitig senkrecht einlaufenden Nebenflusse, dem Rio Apa, gelegen, von seltener Schönheit und Ergiebigkeit war. Theils zum Vergnügen, theils von Interesse geleitet, ob sich dieses verrufene Land nicht wieder bevölkern und cultiviren ließe, nahm die argentinische Familie von jenem Terrain wirklich Besitz. Es wurden Leute voraus hinaufgeschickt, Blockhäuser gemacht, Grenzpfähle gesetzt und Vieh auf die fetten Weiden getrieben.

Als in den Monaten Juli und August in Buenos-Ayres sich der dortige Winter mit Regen und kalten Winden einstellte, rüstete Herr Sch. ein ganzes Schiff mit allem möglichen Troß aus: Mit Haus- und Feldgeräthen, dem mannigfachsten Proviant, Pferden und Hausthieren aller Art, Waffen und Möbeln, kurz mit dem, was man etwa einem Urmenschen zur Verfügung stellen müßte, um ihn mit allem zur Civilisation Nöthigen auf einmal zu versehen. — Herr Sch. schiffte sich mit seiner ganzen Familie ein, ich selbst schloß mich sammt meiner Frau der großen Gesellschaft an, und nach acht Tagen landeten wir im kleinen Hafen der neuen Ansiedlung, welche wir alsbald feierlich in Besitz nahmen.

Unvergeßlich bleiben mir die Tage, die diesem Ereignisse folgten. Aus luxuriösen Verhältnissen, wie sie das Großstadtleben von Buenos-Ayres geboten,

mitten in eine menschenleere Wildniß versetzt, fand unsere, aus so verschiedenen Elementen zusammengesetzte Gesellschaft während des zweimonatlichen Aufenthaltes in San Salvador unerschöpflichen Stoff der Unterhaltung in sich selbst, ganz abgesehen von der originellen Neuheit der Situation, in der wir uns befanden. Wir bewohnten ein Blockhaus, welches, aus Palmen hergestellt, drei große, jedoch höchst primitive Räume besaß, von denen das eine die Schlafstätte der Damen, das andere für die Herren der Gesellschaft, das dritte endlich als Salon, Speise- und Conversationszimmer bestimmt war. Die Fenster waren scheibenlos, nur mit Mosquitonetzen versehen, der Boden bestand aus gestampftem Lehm, während unbehauene Palmstämme die Wände, Palmblätter die Bedachung darstellten.

Wir zogen es jedoch in der Regel vor, im Schatten der Riesenbäume zu weilen, und Abends saßen wir um das prasselnde Feuer, wenn eine angenehme Frische über das Gelände strich und der Mond und Millionen Sterne das Firmament beleuchteten.

Jeder von uns hatte eine Mission zugewiesen bekommen oder als Liebhaberei selbst gewählt. Der würdige Chef der Familie versah die Leitung seiner Estanzia und trug sich mit immer weitergehenden Plänen, während dessen Gattin Doña Elena, die emsig um die Verbesserung der primitiven Häuslichkeit bemüht war und im Vereine mit dem gartenkundigen Italiener Bianchi Kaffeestöcklinge setzte, mit inniger Freude das Gedeihen des selbst gepflanzten jungen Weines beobachtete. Wären nur nicht die abscheulichen, rothen Termiten gewesen, welche die zarten Keime sofort auffraßen, hätte der stets im heitersten Lichte prangende Himmel nicht so sehr gegeizt mit erfrischendem Regen! Doch auch gegen diese beiden Uebel gab es Vorsehungen. Santos, der junge, spitzbübische, zu allen Gaukeleien geneigte Diener, den die Patrona einst aus den rauhen Händen seines Pathen, eines Schiffers, rettete, bekam den Befehl, die Pflanzungen zu begießen, und er verrichtete diese Arbeit, trotzdem sie weder seinen Wünschen noch seinem Temperamente zusagte, mit Eifer, halfen ihm doch hierbei die beiden Indianermädchen Mercedes und Maura. Auf einem Streifzuge der argentinischen Truppen gegen rebellische Rothhäute waren diese beiden Kinder der Wildniß in die Hände der Sieger gefallen und später vom Chef der Expedition der Frau unseres gastlichen Hauses zum Geschenke gemacht. So lebten die zwei jungen Indianerinnen, aus dem blutdürstigen, kriegerischen Stamm der Tobas herausgerissen, in einer nur theilweise dienenden Stellung in der Familie und hatten sich nebst verschiedenen Sprachenkenntnissen im Laufe der Jahre eine gewisse Bildung angeeignet, die nur Staunen erregen konnte.

Die Hauptperson unserer Gemeinschaft in San Salvador war aber doch die vortreffliche Señora G., welche mit Strenge die Oberaufsicht über die Proviantkisten führte, die neben allerlei leckeren Conserven, Mehl, Mais, Gewürze 2c. und den Wein in Flaschen enthielten; ihr Einfluß erstreckte sich auch auf die Küche, in welcher die muntere Schweizerköchin Lise schaltete.

Was mögen wohl die alten Palmen oder gar die vielverzweigten, umfangreichen Feigenbäume gedacht haben, wenn vom Flugdache her, unter welchem es so brodelte und dampfte wie wahrscheinlich in Lisens Herzen, ein echter Schweizer Jodler hinaus in die tropische Landschaft ertönte?

Unsere Verpflegung in dieser Wildniß ließ nichts zu wünschen übrig. Wöchentlich zweimal wanderten die schönsten Stücke der frisch geschlachteten, fetten Novillos zunächst in die wohlversperrte Vorrathskammer, und wollten wir zu unseren Beefsteaks frisches Gemüse haben, so gab es dessen genug, denn der innerste Blätterkolben an der Spitze des Palmstammes liefert, verschieden zubereitet, unter dem Namen Palmkohl ein so vortreffliches, spargelähnliches Gemüse, daß es den verwöhntesten Gaumen befriedigen würde.

Da war die Jagdbeute, die ich zuweilen im Vereine mit dem damals dort beschäftigten deutschen Geometer O. K. und dem auf Besuch anwesenden spanischen Arzt Dr. G. heimbrachte, wirklich überflüssig, zumal das meiste Wild sich keineswegs als besonders wohlschmeckend erwies.

Es gab noch mehrere Damen in unserer Niederlassung: Die sanfte Doña Berchicha beschäftigte sich auch hier in der Wildniß mit feinen Handarbeiten und anregender Lectüre, während Nita muntere Lieder trillerte und der kleine Kobold, die stets spaßhafte Pepita, eine unermüdliche Virtuosität im Orgeldrehen zeigte. Ich glaube, daß letzteres der Grund war, warum wir stets vor gefährlichen oder lästigen Thieren verschont geblieben. Unter den Leuten in dienender Stellung erwähne ich Antonio, den hinterlistigen Correntiner, der so eine Art Kutscher vorstellte, und den freundlichen Paraguayer „Reitknecht" Pedro.

Neben unserer Blockhütte stand der Rancho des Aufsehers, welchen derselbe im Vereine mit seiner ungemein eifersüchtigen, kindergesegneten Frau bewohnte. Ringsumher lagen Flugdächer und Laubhütten, nächtliche Ruheplätze der Viehhüter, die tagsüber nie zu sehen waren. —

Bald saßen wir Alle zu Pferde und ritten, oder wir fuhren über den prachtvollen, weichen Wiesenboden, oder badeten in den klaren Fluthen des Flüßchens, oder fischten oder trieben mancherlei Kurzweil.

So nahte endlich der zur Abfahrt nach Süden bestimmte Tag. Da man das Abwarten des brasilianischen Postdampfers in dem von der Ansiedelung mehrere Stunden entfernten Hafen, woselbst sich ein ganz elender Rancho zur Unterkunft befand, vermeiden wollte, so wurde ich vom Chef der Familie gebeten, mit zwei Leuten nach Conception zu reiten, um dortselbst den kleinen Privatdampfer eines befreundeten Herrn für die Rückfahrt unserer Gesellschaft zu requiriren.

Eines schönen Morgens saß ich mit meinen zwei Begleitern Pedro und Antonio zu Pferde, wohlbewaffnet, mit Proviant, der auf einem vierten Pferde vorsorglich aufgepackt war, versehen, und nahm von meinen Lieben herzlichen Abschied. Wie es uns auf diesem viertägigen Ritt durch das verödete San Salvador erging, will ich im Nachstehenden zu schildern versuchen.

Auf dem Marsche.

I.

Bald hatten wir unser Wohnhaus, die kleinen Ranchos der Arbeiter und die mächtigen Korale, die zum Eintreiben des Viehes dienten, hinter uns. Jetzt verschwand diese Scenerie. Wir verfolgten den zum Hafen am Rio del Paraguay führenden Karrenweg, der durch ein welliges, mit kurzem, frisch-grünem Grase bedecktes Terrain führte, dessen erhöhte Punkte, Lomadas genannt, mit dichtem Strauchwerk und Pindopalmen versehen waren. Ueberall weideten schöne, fette Rinder in großen Heerden und Pferde in Rudeln.

So währte der Ritt einige Stunden im Bereiche der mittelst Draht eingezäunten Ansiedlung. Pedro ritt voraus, denn er kannte den Weg, während mich Antonio mit ganz unglaublichen Geschichten zu unterhalten bemüht war.

Nachdem wir die äußerste Umzäunung der Ansiedelung passirt hatten und den gebahnten Weg, der westlich zum Hauptflusse führte, verlassen mußten, so ritten wir in südlicher Richtung der Sonne nach, um vor Anbruch der Nacht die Ruinen der ehemaligen Hauptstadt des Districtes zu erreichen.

Unterwegs sahen wir keine Viehheerden mehr; die Gegend schien wie ausgestorben. Nur selten scheuchten wir aus dem meterhohen Grase ein großes Rebhuhn auf. Blendend weiß erhoben sich in großer Anzahl Termitenhügel. Die Sonne stand im Zenith und die Hitze wurde eine außerordentliche.

So ritten wir noch einige Stunden querfeldein auf den Rücken unserer braven Pferde, welche in dem gebräuchlichen langsamen Galopptempo verhältnißmäßig rasch vorwärts kamen.

Bei einer schattigen, verlassenen „Tapera" (ehemalige Ansiedelung), wo sich auch ein alter Brunnen befand, machten wir endlich Halt, um die Pferde zu tränken und ihnen Ruhe zu gönnen. Der Zugang zur Tapera war mit dornigem Strauchwerk und Cactusen derart verwachsen, daß wir ein tüchtiges Stück Arbeit mit den Messern zu verrichten hatten, ehe ein Weg freigelegt war. Auf dem höchsten Punkte der bewaldeten Lomada stand die Ruine des wohl schon lange verlassenen Hauses, dessen Dach verbrannt, vermodert war, wo jedoch einige intacte Holzwände noch einen immerhin annehmbaren, schattigen Ruhepunkt boten. Da lagen um uns zerbrochene und alte vermoderte Hausgeräthe, ein morscher Maismörser, die zersplitterte Hausthüre mit verrosteten Eisenangeln und Schloßwerk. Dort, wo der ehemalige Bewohner durch seiner Hände Fleiß ein großes Stück Erde beackert und bebaut haben mochte, wucherte mannshohes Unkraut; dahinter standen zwei Reihen schöner Orangenbäume, nunmehr verwildert, deren Früchte blos den unzähligen Peroquittos, den kleinen grünen Papageien und anderem Federvieh willkommene Leckerbissen waren. Noch sah man die Umzäunung, wo der Landmann sein Vieh eingetrieben hatte, und hier war der alte Brunnen.

Unsere Pferde wurden getränkt und zur Weide freigelassen, während einer der beiden Bursche an einem mächtigen Feuer einen vortrefflichen Spießbraten herstellte.

Nach dem Mahle tranken wir jeder einige Bomillen Matté, dieses angenehmen, belebenden Paraguaythees, bevor wir die Pferde wieder sattelten, und nach einstündigem Aufenthalte die gastliche Tapera verließen.

Pedro ritt wieder als Vacciano (Wegweiser) voraus. Diesmal verfolgte er die hin und wieder ganz deutlich sichtbaren Spuren eines alten Karrenweges, der vor 30 Jahren gewiß die Verbindung mit der Hauptstadt herstellte. Die Gegend blieb öde; nur sah man zu beiden Seiten eine große Anzahl wild bewachsener Lomadas sich erheben, und aus den vielen Häuserruinen konnte man auf die Dichte der früheren Bevölkerung schließen.

In dem Maße, als wir uns wieder dem Ufer des Paraguayflusses näherten, wurden die uns und die Pferde belästigenden Mosquitos zahlreicher und ihre Stiche viel empfindlicher, doch ließ die Hitze nunmehr etwas nach, es strich uns vom Flusse her ein frischer Luftzug entgegen.

Jetzt durchritten wir einen ausgedehnten Wald hochstämmiger, weißer Palmen, deren mißfärbige Fächer die Monotonie desselben erhöhten und der uns fast endlos vorkam. Trotz der einförmigen, todten Gegend wurde die Thierwelt wieder lebendig:

es flogen große Schwärme rothfüßiger Waldtauben auf, das Rebhuhn wurde häufiger und hin und wieder jagte ein Rudel Rehe über unseren Weg.

Gerne hätte ich hier meiner Jagdlust gefolgt, doch ermahnte mich der wackere Pedro, keine Zeit zu versäumen, um vor Anbruch der Finsterniß die ehemalige Stadt S. Salvador zu erreichen, woselbst wir unter Dach zu nächtigen hofften.

Endlich entkamen wir dem düsteren Gehölze, an dessen Grenze sich uns ein hübscher Anblick darbot. Das Terrain senkte sich in einigen sanft abfallenden, bewaldeten Terrassen zum Flusse hinab, dessen von der scheidenden Sonne erleuchtete Fläche herüberstrahlte. Das gegenüberliegende Ufer, der Beginn des Gran Chaco, erschien auch hier als endlose, bewaldete, fast absolute Ebene.

Die Sonne war verschwunden, es leuchtete nur mehr der westliche Horizont in intensiver Farbenpracht, als wir, durch dichtes, dorniges Buschwerk reitend, noch immer der alten Wegspur nach S. Salvador folgten. Doch je näher wir der verwüsteten Stadt kamen, desto dichter, desto unwegsamer wurde der Pfad. Alsbald wurden wir zum Absitzen gezwungen und kamen, mit dem Messer den Weg räumend, nur schrittweise vorwärts. Dabei war die größte Vorsicht geboten. Man hörte allenthalben das unheimliche Geräusch der Klapperschlange, wohl kroch hin und wieder eine solche vor uns her.

Es wurde Nacht.

Der volle Mond war bereits aufgegangen, als wir eine große Lichtung erreichten. Wir befanden uns nunmehr unmittelbar auf dem Hauptplatze der zerstörten Stadt. Vom Mondlichte übergossen, erhoben sich zwei große, vollkommen erhaltene Ziegelbauten, die bis zu den scheibenlosen Fenstern mit Schlinggewächsen überzogen waren. Im Umkreise gewahrten wir eine Anzahl kleiner Häuserruinen, deren Trümmer kunterbunt umher zerstreut lagen.

„Señor", sagte Pedro, „wir sind in S. Salvador. Dies ist die Kirche, dort werden wir übernachten, und jenes langgestreckte Gebäude ist die Lopez'sche Kaserne, wo früher zum Schutze der Stadt 500 Reiter untergebracht waren. Sehen Sie das Campfeuer im Chaco, Señor" — in der That leuchteten am Horizont glühendrothe, ausgedehnte Gras- und Waldbrände — „heute jagen die Indios. Wir werden daher sicher vor dem Diebsgesindel sein."

Wir saßen vor der Kirche von den Pferden ab. Trotzige Schlingpflanzen und Parasiten wehrten den Eingang. Rasch war ein riesiges Feuer angesteckt und die lodernden Flammen beleuchteten den öden Raum, der, gewiß schon vielfach entheiligt, durch lange Jahre keine frommen Gebete gehört. Noch waren Reste

einer alten, hölzernen Kanzel vorhanden, noch sah man die Ruinen des Hochaltars und in der Erde des Fußbodens bemerkte man eine Anzahl ziemlich tief gegrabener Löcher.

Pedro, welcher sich mittlerweile mit den Pferden beschäftigt hatte, erklärte mir später, daß hier im Schoß der Erde Schätze geborgen, die Lopez auf seiner Flucht vergraben habe. Er und manche Andere hätten hier bereits nächtlicherweile nach ihnen gegraben, jedoch bis heute leider vergebens.

Als ich die schmutzig weißen Wände des Gotteshauses betrachtete, sah ich dort sonderbare Figuren gezeichnet. Die primitiven Machwerke ließen die Urbilder unschwer erkennen. Hier die Kohlenzeichnung eines Krokodils, welche zu Tausenden die Ufer der Paraguayflusses beleben, dort der Riesenleib einer Grille. Wie mir der ortskundige Paraguayo mittheilte, entstammen diese Werke den Mußestunden der hier bei schlechtem Wetter zeitweilig nächtigenden Lenguas-Indianer. Es ist ihnen zwar verboten, das rechte Flußufer, ausgenommen bei den Städten, zu betreten, doch wer kümmert sich um dies Verbot?

Pedro und Antonio ritten auf den sattellosen Pferden zur Tränke und brachten hernach Trinkwasser mit. Ich gab aus unserem Proviantsacke eine reichliche Ration an Fleisch, Reis, Brot 2c. für das Abendmahl heraus und hängte sodann zum Schutze gegen umherkriechendes Viehzeug denselben auf die erhöhte Kanzel.

Jetzt kamen die Männer zurück. Die Pferde schnaubten freudig und weideten dann in unserer Nähe. Wir aber lagerten um das Feuer. Der saftige Asado[1] wurde verzehrt, der Mattékürbis und die Cañaflasche kreiste. Die beiden Männer erzählten mir hernach bei der Cigarre wahre Schreckensgeschichten aus S. Salvadors Vergangenheit. Dazu summten tausende Mosquitos, es schwirrten Leuchtkäfer, gleich fallenden Sternen, durch die phantastischen Schatten der umherliegenden Ruinen, deren scharf gezackte Conturen vom Silberglanz des Mondes übergossen waren. Aus dem Walde tönte hin und wieder der Schrei eines Raubthieres oder der schwere Flügelschlag eines Nachtvogels. Das Wasser des Stromes rauschte zu unseren Füßen; am Horizonte glühten Grasbrände. Der Himmel leuchtete, vor Allem aber erstrahlte, wie aus tausend reinen Diamanten zusammengesetzt, das Sternbild des südlichen Kreuzes.

Bald sank ich vor Müdigkeit auf mein hartes Lager in einen tiefen Schlaf.

[1] Asado, am Rost gebratenes, und Pochero mit Gemüsen gedünstetes Fleisch sind die Nationalgerichte der Argentiner und Uruguayer.

II.

Vor Kälte schaudernd, erhob ich mich sehr früh von meiner dürftigen Lagerstätte. Pedro war schon längst aufgestanden, hatte bereits die Pferde besorgt und machte sich eben daran, dieselben zum Aufbruche zu satteln; Antonio kauerte, in den Poncho eingehüllt, am Feuer und saugte an seinem Mattékürbis. Der Morgen war ausnehmend frisch. Es wehte ein leiser, kalter Südwind.

Plötzlich trat Pedro zu mir. „Señor, wo haben Sie den Proviantsack verborgen?“ fragte er athemlos, „ich suche ihn vergebens.“

„Dort hängt er an der Kanzel,“ warf ich leicht hin, mich nach dieser Richtung wendend. Doch wer beschreibt unseren Schrecken, als sich von dem kostbaren Gute rings herum keine Spur mehr zeigte. Rathlos blickten wir uns an. Antonio brach das Schweigen, indem er erklärte, er wolle zur Estanzia zurückreiten, Ersatz holen, wir mögen indes hier zuwarten. Dies gab ich jedoch nicht zu, gleichgiltig, mir durch das energische Verbot die Ungunst des Argentiners zuzuziehen.

Nun frug es sich: wer war der Dieb? Wir durchsuchten die Oertlichkeit und das scharfe Auge des Einheimischen entdeckte einige frische Fußspuren, die von und zur Kanzel führten, sodann gegen den Fluß sich im hohen Grase verloren.

„Caramba!“ fluchte Antonio, „es werden die verdammten Indios gewesen sein, die, von unserem Feuer angelockt, sich angeschlichen und uns bestohlen haben. Auf! Wir wollen ihnen nach. Ich muß einem der rothen Teufel den Pelz verbrennen.“

Ich folgte dem Aufgeregten mehr aus Neugierde, durch dichtes Gesträuch, über mannigfache Trümmer schreitend, hinab zum Flusse. Wohl sahen wir in einer Nische der felsigen Ufer ein verkohltes Feuer mit unverspeistem Krokodilfleischbraten, der beliebten Indianerspeise, woraus wir auf die Anwesenheit der Rothhäute schlossen. Was war zu machen? An eine Verfolgung zu denken war unthunlich, denn muthmaßlich waren die Lenguas mit ihrer unverhofften Beute in den Canoas über den Fluß gesetzt, und zweitens wäre eine solche Zeitvergeudung unsererseits im Hinblick auf unsere Aufgabe, baldmöglichst Conception zu erreichen, unrecht gewesen.

Da der frühe Morgen sich für die Aufstöberung des Wildes zu eignen schien, beschloß ich und Antonio uns zu trennen, um nach eßbarer Jagdbeute zu streifen. Nicht lange, so wurde ich auf eine Kette großer Vögel aufmerksam, die lärmend über den Fluß geflogen kam und dann plump und geräuschvoll

in die dichtbelaubten Zweige eines unweit stehenden wilden Feigenbaumes fiel, dessen umfangreicher Hauptstamm einer Unzahl üppig wuchernder, sonderbar geformter Parasiten das Dasein verschaffte und zu dessen Füßen sich ein Choas großer, stacheliger Cactuse ausbreitete. Es wurde mir leicht, mich heranzuschleichen, denn die schwerfliegenden Thiere, es waren die sogenannten Chahas, eine Auerhahnart, offenbar von dem langen Fluge über den breiten Fluß ermüdet, verloren hierdurch ihre sonstige große Vorsicht.

Ich gab nun mit meinem Repetirgewehr, so schnell ich konnte, mehrere Schüsse in das große Zielobject ab. Zwei Vögel fielen in die stacheligen Gewächse; die übrigen erhoben sich unter lautem Geschrei. Es wurde mir nun sehr schwer, meine Jagdbeute herauszuholen, und vergeblich trachtete ich durch dieses Labyrinth vorzudringen. Da kam Antonio laut fluchend von seinem resultatlosen Streifzuge zurück und war mir erfolgreich behilflich. Er äußerte sich zwar über diesen Ersatz unseres trefflichen Proviants verächtlich genug; nichtsdestoweniger machte er sich sogleich daran, die Thiere zu balgen und auszuweiden.

Mittlerweile hatte sich Pedro, durch die Schüsse angelockt, mit den Pferden eingefunden und eiferte: „Sehen Sie, wie hoch die Sonne am Himmel steht! Adelante, Señor (Vorwärts), wir müssen weiter!"

Dann zeigte der Brave einen kleinen Sack mit sogenannten Fleischpatronen, die er irgendwo noch vorgefunden hatte. (Fleischpatronen nennt man kleine Büchsen, worin sich pulverisirtes Fleisch und Mehlgrütze befinden, was beim Aufkochen eine sehr nahrhafte Suppe abgiebt. Diese Präparate werden in Südamerika bei Expeditionen mannigfach verwendet und bilden für den Nothfall einen ganz vorzüglichen „eisernen Vorrath".) Nach diesem Intermezzo stiegen wir zu Pferde und setzten uns in Marsch. Unser Weg führte quer durch die Ruinenstadt, vorüber an der langen, gut erhaltenen Kaserne, vor welcher die Korale für die Pferde noch vollkommen intact geblieben. Hingegen zeigte sich die lange Straße, die wir nun passirten, vollkommen zerstört, die Häuser in ein Meer von hohem, überaus üppig wucherndem Unkraut versunken. Hin und wieder sah man einen halbverfaulten Zaun, hinter welchem früher Gärtchen gewesen sein mochten; wenigstens waren Gartenblumen noch vorhanden, allerdings bereits in ganz abnormen Formen ausgeartet.

Auch jetzt folgten wir einer deutlich sichtbaren alten Wegspur, durch dichtes Strauchwerk, an immer spärlicher auftretenden Häuserruinen vorbei, landeinwärts in südöstlicher Richtung. Wir ritten durch wechselndes Terrain, es war bald sumpfig, bald trocken, theils eben, theils hügelig; doch überall kreuzten sich alte

Wege, überall gewahrte man noch verlassene, zerstörte Gehöfte, ein Zeichen, wie gerade dieser, dem Ufer und der Stadt zunächst gelegene Landstrich ehemals bevölkert und cultivirt gewesen.

Endlich wurde die Gegend wilder, der Wald dichter, allmählich der Urwald-charakter ein allgemeiner. Der Ritt wurde wieder beschwerlich, es gab Bäche zu passiren — öfters ritten wir ein gutes Stück im Beete derselben —, es ging durch tief eingerissene Schluchten, über gefallene Baumriesen vorwärts. Obgleich die Hitze eine ganz enorme war, wurde die Luft im Walde kühl, jedoch feucht und moderig. An den meisten Stellen herrschte tiefer Schatten, denn ein Gewirr von Laub und Blätterwerk verwehrte sengenden Sonnenstrahlen den Eintritt. Die Thiere des Waldes wurden immer lebhafter und zahlreicher. Zunächst machten sich wieder die Insecten auf höchst unangenehme Weise fühlbar. Außer den lästigen Mosquitos wurde ich — die Eingeborenen sind gegen derlei Ungemach gefeit — von „Carrapatas" und „Bichos colloradas" geplagt.

Was die höhere Thierwelt anbelangt, so sahen wir: Papageien und Colibris in Unmassen, doch auch Pavos del monte, Waldrebhühner und Tauben in großer Zahl. Hin und wieder tauchten Rehe und Hirsche in Rudeln auf; sehr häufig vernahm man das Grunsen der Chanchos del monte (Wildschweine), die in großen Schaaren diese Wälder beleben.

Auf dem weichen, modrigen Waldboden sahen wir die riesigen Fußtapfen des gefährlichen Jaguars, des scheuen, von den Einheimischen geliebten Cuguars, von dem sie sagen, er folge dem Menschen wie ein Hund und schütze ihn nächtlicherweise im Schlafe vor der Tücke des Tigers. In der That werden in Südamerika jung eingefangene „Löwen" gezähmt und gleich Kettenhunden gehalten. Wir erkannten ferners die große Spur des dickhäutigen Tapirs, des leckeren Ameisenbärs, des verschlagenen Araguà und vieler anderer Thiere mehr, die jetzt zur Mittagszeit im dichten Waldesschatten den Raub, den sie sich früh Morgens oder zur Zeit der Abenddämmerung erbeuteten, behaglich schlafend verdauten.

Bei einem klaren Bache machten wir Mittagsstation. Unsere Stimmung war eine getheilte, denn Antonio fluchte noch immer über den Verlust unseres reichen Mundvorrathes. Der genügsamere Paraguayo Pedro machte sich daran, die Suppe herzustellen und die Morgens erbeuteten Vögel am Spieße zu braten. Glücklicherweise hatten wir noch einen Salzvorrath vorgefunden, also gestaltete sich das Mahl recht leidlich. Unverhofft machten wir bald darauf noch eine reiche Jagdbeute. Ein starker Hirsch, gefolgt von drei Hirschkühen, war an den Bach

gekommen und tränkte unweit unseres Lagers. Die Gelegenheit traf sich günstig. Wir griffen zu den Gewehren. Mein Schuß streckte ein Thier zu Boden, Antonio verwundete ein anderes, Pedro, im Schießen wenig geübt, fehlte. Der Hirsch und die Uebrigen blieben betroffen, wie gebannt stehen, und starrten auf die sich am Boden wälzenden; offenbar waren die leichtfüssigen Bewohner dieser stillen Wälder an derlei blutige Ueberraschungen nicht gewöhnt und es wurde uns daher ein Leichtes, der grausamen Jagdlust folgend, den ganzen Rudel zu erlegen. Kunstfertig, mit unglaublicher Schnelligkeit — Antonio rühmte sich, in fünf Minuten jeden Ochsen auszuweiden und zu häuten — machten sich die Beiden an diese Arbeit. Doch nahmen wir blos die Keule eines feisten Thieres und die Häute mit uns, das Fleisch des Hirsches war wegen seines penetranten Geruches ungenießbar.

Der Nachmittagsmarsch gestaltete sich noch schwieriger, indem das Laubwerk und die Schlingpflanzen immer dichter wurden und manche Weghindernisse zu bewältigen waren. Die Luft wurde noch modriger, schwer athembar, und die Lästigkeit der Insecten steigerte sich in dem Maße, als die Sonne zur Rüste ging.

Noch ein steiler Abstieg. — Welch überraschender Anblick bot sich jetzt unseren Augen dar!

Kaum fünf Meter breit, schlängelte sich das smaragdgrüne, klare Wasser des Tagathjá zwischen zwei malerischen, steilen Ufern, auf welchen Baumriesen mit dichtem, frisch grünem Blätterwerke eine herrliche Staffage bildeten. An den ungeheuer mächtigen Stämmen wucherten großblätterige Parasiten empor und über den Waldboden breiteten sich liebliche Pflanzenarten, einen prächtigen, hellgrünen Teppich bildend, sowie mannshohe Farren aus. Daneben standen Bambuse von enormer Höhe und Stärke, die Aloë gedieh hier außerordentlich und erfreute das Auge durch ihre intensiv gefärbten, unzähligen Blüthen. Die Zwerg- und die zierliche Pindopalme sah man in vereinzelten Exemplaren über epheuartiges Buschwerk ragen, dessen herabhängende Laubsäulen vom eilenden Wasser hin und her gespült wurden, und allenthalben standen die stattlichen Pampagräser. Alles wuchs hier ganz außerordentlich gut und üppig, da, wo die Sonnenstrahlen ungehindert einfallen konnten, wo der Boden den besten Humus und große Mengen Feuchtigkeit enthielt. Noch war es Tag genug, um all die Herrlichkeiten zu schauen.

In dem umfangreichen Geäste eines Baumes tummelten sich, laut schreiend, einander haschend, eine Schaar rother Kapuzineraffen, und wie bedaure ich heute noch, einen dieser possierlichen Gesellen von seinem hohen Sitze auf so grausame Weise hinabgefeuert zu haben. Der Getroffene hielt sich mit seinen Händen die

heftig blutende Wunde und stöhnte wie ein Mensch, so daß es mir eine Wohlthat erschien, als Pedro ihm rasch den Garaus machte.

Nach dem Schalle meines Schusses wurde es in allen Büschen lebendig. Es flog viel Federvieh auf und ein prächtiger, großer Hirsch jagte über den Plan.

Pedro suchte längs des Ufers eine ihm von früher bekannte Hütte, die einst ein Geometer, der hier seine Aufnahmsbasis hatte, erbaute, doch war der dürftige Bau in einem derartigen Zustand, daß wir vorzogen, zu campiren. Die Pferde wurden geschwemmt, auch wir badeten in dem klaren, kalten Wasser und fühlten uns hierauf wunderbar erfrischt.

Alsbald wurde ein großes Feuer angesteckt und zur Bereitung des Hirschbratens geschritten.

Die kurze Dämmerung wich einer finsteren Nacht. Zahllose Leuchtkäfer schwirrten durch die laue Luft und aus der Ferne des Urwaldes drangen verschiedentönige Thierlaute an unser Ohr. Die Pferde hielten sich, nachdem sie eine saftige Wiese gefunden hatten, hin und wieder nach dem Walde lauschend, in unserer Nähe.

Wir saßen etwas trübselig, die Büchsen in Bereitschaft, um das Feuer. An Schlaf war trotz der Müdigkeit nicht zu denken.

Da die sonst so redeseligen Burschen etwas einsilbig geworden waren, so trachtete ich die Conversation auf ein ihnen angenehmes Thema zu bringen und sprach: „Nun habe ich bereits eine Tigerjagd mitgemacht und bisher noch keinen Löwen gesehen, die ja viel häufiger vorkommen sollen; vielleicht haben wir aber morgen das Glück, einen solchen vor den Schuß zu bekommen."

„Señor, was denken Sie," fiel mir Pedro ganz erschrocken ins Wort, „wollen Sie sich und uns ins Unglück bringen?"

„Pedro, ich verstehe Dich nicht."

„Wissen Sie nicht, Herr, daß man die Löwen nicht schießen darf? Der Löwe ist des Menschen bester Freund, er schützt ihn vor allerlei Gefahren, denn es steckt der gute Geist in ihm, und wehe dem, der sich verleiten ließe, einen Lion zu tödten."

„Aber Pedro, ich sah in der Stadt sehr viele Löwenfelle, also muß man bei Euch doch auch die Thiere zuerst schießen, nicht wahr?"

„Wehe denen, die sie geschossen."

„Sieh doch, Pedro, warum soll man gerade den Löwen schonen, wo es erlaubt ist, jedes andere Thier zu tödten. Uebrigens muß auch Euer Vater Lopez ein Löwenjäger gewesen sein, denn ich sah in seinem Hause zu Asuncion viele Felle."

„Daß ich doch recht habe, Herr, wenn Lopez Löwen geschossen, so hat ihn dafür das Unglück schwer getroffen, das werden Sie mir zugeben."

„Dieser Umstand wird aber doch nicht die einzige Ursache gewesen sein."

„Gewiß."

„Sage mir, Pedro," sprach ich, um den Hartnäckigen auf etwas Anderes zu bringen, „Ihr habt wohl Euren Lopez sehr geliebt?"

„Sein Andenken ist uns heilig, Herr."

„Ah, ich erinnere mich noch ganz gut auf ihn," ließ sich nun Antonio vernehmen. „Ich sah ihn als Junge in Corrientes; er kam mit vielen Schiffen den Fluß herunter und als seine Kanonen zu brummen begannen, wurde es den Correntinern verteufelt bange und sie ergaben sich gerne.

Lopez zog in unsere Stadt ein, er ritt einen prächtigen Schimmel und seine Kleider glänzten vor Gold und Edelsteinen.

Hei, war das lustig! Bald darauf mußte er aber sehr wüthend geworden sein, denn er ließ an 400 Leute erschießen, daß ihr Blut nur so den Rio roth färbte. Später haben sie ihn wohl wieder herausgejagt."

„Ich verstehe ganz gut, daß man in Feindesland gegen rebellische Personen nicht schonungsvoll umgehen kann, aber sagen Sie mir, Antonio, was rechtfertigt sonst seinen so schlimmen Ruf?"

„Lopez war gegen seine eigenen Leute nicht besser, ja viel schlimmer noch. Einmal ließ er ohne eigentliche Veranlassung 2000 Paraguayer in den Block spannen —"

„In den Block?"

„Ja, hören Sie, das war seine eigene famose Erfindung. Die Leute mußten Hände und Füße in die Löcher einer Bretterwand stecken, die Oeffnungen wurden dann hübsch zusammengeschraubt und wenn die Verdammten den ganzen Tag in dieser höllisch unbequemen Situation zugebracht hatten, wurde ihnen zum Schlusse der Garaus gemacht. Caramba, Señor! und mit seinen Generalen sprang er gut um. Verlor einer ein Gefecht, so mußte er sich zu ihm melden kommen.

Gehe in den Hof hinein und lasse Dich erschießen, sagte Lopez, sonst gar nichts. Der Mann that wie ihm befohlen."

„Wenn die Generale ihr Schicksal kannten, Antonio, ist es denn nicht vorgekommen, daß sie, um demselben zu entgehen, über die Grenze flohen?"

„No, Señor," sagte nun Pedro, „das hätte ihnen auch nichts geholfen, weil Lopez zu zaubern verstand und sie ebenso erwischt hätte, wie er alle Deserteure wieder eingefangen."

„Hm.“ —

„Weißt Du Pedro, damit ist's nicht weit her,“ bemerkte Antonio.

„Wie?“

„Da weiß ich Geschichten. Wenn Soldaten davonliefen und sich bei den Landleuten versteckten, so kamen Letztere aus Furcht sofort zu Lopez gelaufen und verriethen die Schlupfwinkel. Lopez belohnte die Angeber damit, daß er sie einfach niedermachte, dann ging er vor die Front der Abtheilung, von welcher die Soldaten entlaufen waren und gab sich öffentlich den Anschein, als ob er allwissend wäre, indem er den Versteck der Vermißten genau mittheilte. Diese wurden gesucht, gefunden, und daß es ihnen übel erging, Herr, können Sie sich denken. — Mit den Estrangeros (Fremden) verfuhr er auch nicht schlecht: Die nicht herausgejagt wurden, kamen später elend um. Vor Consulen und Gesandten kannte er keinen Respect. Ja, als die Brasilianer die Stadt bombardirten, kam der brasilianische Gesandte in einen hölzernen Käfig, und wollte er sein Essen bekommen, mußte er bellen, nach Hundeart, so befahl es Lopez. Nun, gegen die Brasilianer mag er wüthend gewesen sein, haben sie ihm ja die Tochter des Kaisers, die er heiraten wollte“ —

„No es verdad hombre“ (das ist nicht wahr, Mann), unterbrach Pedro den Redseligen mit Ruhe.

„So?“ höhnte Antonio, „er war so gut, daß er seine eigene Mutter halbtodt peitschte und sie zur Flucht ins feindliche Lager trieb!“

„No es verdad señor,“ war die Antwort.

„Das ist auch nicht wahr, Mann, daß Dein Vater, Dein Bruder, Dein Onkel, daß eine Million Deiner Landsleute wegen Lopez muthwillig geschlachtet wurden, daß Du jetzt keinen eigenen Grund und Boden hast, ein Bettler bist und Gringos die Herren Deines Landes sind! Narr?“

„Aquel fué Heroe“ (er war ein Held), hombre, er wird wiederkommen mit allen Schätzen, die vergraben sind.“ — Dann sang Pedro mit lauter Stimme in der Quaranisprache ein altes Heldenlied, und als die Laute schwächer wurden und der Rhythmus weicher, war es eine Romanze auf Lopez, die er vortrug. —

Ein langgezogenes Brüllen ertönte plötzlich durch den nächtlichen Wald in nicht zu großer Entfernung und die Pferde wieherten ängstlich.

„El tigre,“ murmelte Pedro und unwillkürlich umfaßten wir unsere Gewehre fester.

„Sind Sie ruhig, Herr,“ sprach er weiter, „jetzt geht der Löwe um uns her und beschützt uns vor dem Ueberfalle des Tigers, wir können schlafen gehen.“

Unser Feuer erhielt noch reichliche Nahrung, dann überließen sich die Männer einem sorglosen Schlummer.

III.

Früh Morgens verließen wir unsere Lagerstätte. Nach mehrstündigem Ritte lichtete sich der Urwald und unser Marsch führte durch welliges, üppig grünes Wiesenland, welchem Gruppen gelb und rosablühender Quebracho und Rosenholzbäume einen so überaus traulichen Charakter gaben. Ich konnte im Gedanken den Vergleich dieser Landschaft mit der inneröſterreichischen Heimat nicht los werden und wartete — allerdings vergeblich! — auf irgend einer der idyllischen Kuppen, das Gehöft des „Moosbauers" vorzufinden. Freilich giebt es im Bereiche des „Moosbauers" keine Straußheerden wie hier, die bei unserem Näherkommen im flüchtigen Laufe enteilen. Der Nandu oder Strauß ist in den Ebenen des La Plata-Gebietes ganz gewöhnlich und schmeckt das Fleisch der jungen Thiere ganz vorzüglich. Dieser Vogel, der bis zu 4 Meter hoch wird, hat einen geraden Schnabel, ziemlich lange Flügel mit bläulichem Federwerk, und unterscheidet sich im Allgemeinen durch die dreigliederigen Zehen seiner Füße vom afrikanischen Strauße. Der Nandu läuft so rasch, daß man ihm selbst auf den schnellsten Pferden nicht nahe kommen kann, und da er ungemein vorsichtig, ist die Jagd auf ihn sehr schwierig. Junge Strauße, eingefangen und gezähmt, leben dann wie Hausthiere unter den Leuten und sollen sehr anhänglich sein. — — Doch wären außer den Straußen nicht noch die vielen Papageien, die großen Pfefferfresser und anderes buntes Federvolk, die meinen Vergleich hinkend gemacht hätten, so wäre es wohl der abscheulich heiße Nordwind gewesen, der meine liebliche Illusion vernichtete.

Wir folgten nunmehr, auf weichem Wiesenboden flott vorwärts kommend, dem Compaß und ritten in südlicher Richtung.

Bei einem alten Brunnen machten wir endlich Halt; Nahrungsbedürfniß war bei uns wenig vorhanden — unter dem Einflusse des heißen Windes stellt sich bei den Meisten Appetitlosigkeit, bei Manchen auch Kopfschmerz ein —, es war mehr der Wunsch nach Ruhe, welcher uns diese lange Rast dictirte, und ich glaube, die abgerittenen Pferde waren es auch zufrieden. Bald lagen wir alle Drei im Schatten eines wilden Feigenbaumes, und es währte nicht lange, so schwand meine freie Besinnung, verworrene Bilder umgaukelten noch meine Phantasie, dann aber verfiel ich unter der Einwirkung der schwülen Atmosphäre in einen festen Schlaf. — —

Es mochten mehrere Stunden verflossen sein, als ich erwachte; der wackere Pedro war schon munter, hatte mittlerweile die Pferde wieder gesattelt und bemühte sich eben, seinen trägen Gefährten Morpheus Armen zu entreißen.

Als wir bald darauf wieder in der Richtung zum Aquidabánflusse, den wir noch zu passiren hatten, unterwegs waren, holten wir eine aus mehreren hundert Stück Rindvieh bestehende „Tropa" ein, die, von drei Reitern und einigen Hunden überwacht, anscheinend denselben Weg verfolgte.

Der Führer (Capataz) und die übrigen Reiter sahen genug abenteuerlich aus. Der Capataz, dessen Antlitz tief gebräunt und wenig Vertrauen einflößend war, trug einen hellrothen Poncho, weiße, weite Beinkleider, „Bonbachos", und an den nackten Füßen hatte er ein paar übergroße, zackige Sporen geschnallt. Die beiden Peons waren schmutzige und verkommene Gesellen. Der Eine trug überdies ein blutbeflecktes Kopftuch umwunden.

Die größte Freude über diese unvermuthete Begegnung äußerte jetzt Antonio, indem er in dem Führer der Viehtropa einen correntinischen Landsmann, ein eben so fragwürdiges Individuum, wie er selbst war, begrüßte, und sich sogleich von diesem einigen Mundvorrath, sowie Cigarren schenken ließ. Der Neuangekommene lud uns ein, mit ihm weiter zu reiten, da er einen sehr guten Weg wußte, der zur besten Furth durch den Aquidabánfluß führte. Da Pedros Ortskunde jetzt ohnehin nicht mehr die beste war, so trug ich kein Bedenken, mich dieser Cavalcade anzuschließen. Der Fremde erzählte, daß er von einer 30 Leguas entfernten, am Fuße der Cordillere gelegenen Estanzia das Vieh in die Yerbawälder nächst Conception für die dort beschäftigten Arbeiter zu treiben habe. Er bestätigte ferner die Wahrheit des Gerüchtes, welches selbst bis in unsere Einsiedelei am Rio Apa gedrungen war, daß die versprengten Insurgenten, die in S. Pedro einen Aufstand gegen die bestehende Regierung inscenirt hatten, sich nunmehr gegen Norden gewendet und Conception angreifen wollten. Er warnte uns, direct nach der Stadt zu reiten, machte mir den Vorschlag, in seiner Begleitung zu bleiben und in einer ihm wohlbekannten, unweit der Stadt gelegenen Poliche die Ereignisse in Conception abzuwarten. Was den Zweck unserer Expedition anbelangt, so meinte er, wäre dieser ohnehin jetzt nicht zu erreichen, da der kleine Dampfer jedenfalls für Truppentransporte verwendet werde.

Ich konnte diesen Vorschlag, der mir durchaus ungelegen kam, vorläufig, so lange der Mann ein gefälliger Führer war, unmöglich ablehnen, was ich sonst unbedingt gethan hätte.

So ritten wir weiter, durch wechselndes Gelände, bis sich das ganze Terrain senkte, der Boden weich wurde und allenthalben sehr hohes Schilfrohr auftrat. Es galt, ausgedehnte Lagunen und Pfützen vorsichtig zu passiren. Eine Unzahl Störche und Flamingos gaben der Landschaft den vollständigen Sumpfcharakter.

Antonio und sein neuer Freund ritten voraus, sich angelegentlich unterhaltend. Pedro, welcher in deren Nähe blieb und offenbar einiges von dem regen Gespräche seiner Vorderleute erlauscht hatte, näherte sich mir.

„Señor, ich entsinne mich jetzt genau des nächsten Weges," sagte er, „der da, den wir jetzt reiten, führt uns abseits. Wir werden in dieser Richtung mitten in die Yerbawälder geführt. Wenn Sie jetzt wieder mir folgen wollen, werden Sie gut thun."

Ich blickte auf den Compaß. Wir ritten genau östlich, statt südlich, außerdem flößte mir der neue Führer ein sich stetig steigerndes Mißtrauen ein, theils durch seine Physiognomie, theils durch sein Gebaren, deshalb machte ich es kurz, indem ich demselben direct sagte: „Mein lieber Freund, Pedro und ich meinen, wir gingen nicht den richtigen Weg. Da es doch Ihr eigener Vortheil sein muß, nicht irre zu gehen, so wollen wir den Compaß zu Rathe ziehen und unsere Wegrichtung ändern. Sollten Sie einen anderen Weg einschlagen, oder aber uns absichtlich irreführen wollen, so verzichten wir auf Ihre Gesellschaft und reiten dort, wo es uns passen wird.

Der Capataz verzog sein Gesicht zu dem devotesten Lächeln, als er erwiderte: „Oh, Señor, ich reite in dieser Gegend schon so viele Jahre als Pedro Monate, darum vertrauen Sie sich nur meiner guten Führung unbesorgt an, und glauben sie ja nicht, daß ich sie irreleiten wolle. Was hätte ich auch für einen Grund dazu?"

Auch Antonio ließ sich vernehmen: „Glauben Sie ja Pedro nicht, dem dummen Jungen. Mein Freund Ramirez wird uns sehr gut führen, und ich wünsche diese Nacht in der Poliche zuzubringen. Caramba! Was ist das für ein Leben: Keinen Matté, kein Caña, nicht einmal eine Cigarre zu bekommen."

Ich ließ diese Redensarten ruhig über mich ergehen, orientirte mich indessen so gut es ging mit dem Compasse, besprach mich mit Pedro, und nachdem wir über die einzuschlagende Richtung beiläufig einig geworden waren, entfernten wir uns ohne weitere Debatten.

Wir trieben unsere Pferde zur Eile, bald waren wir weit entfernt und hatten die Uebrigen aus dem Gesichte verloren. Pedro hatte nun doch den richtigen Weg

gefunden, einen schmalen Damm fester Erde, der durch das weiche Sumpfland führte, und wir folgten demselben in möglichst schleuniger Gangart, um vor Einbruch der Nacht die Furth zu erreichen. Stundenlang führte uns unser Ritt durch ausgedehnte Moräste und sumpfige Niederungen, wo jedes Abkommen vom richtigen Pfad das sichere Verderben bezeichnet hätte.

Rothglühend leuchtete jetzt die Sonne, einen rosigen Widerschein auf das nasse Gelände werfend, bevor sie sich anschickte, im fernen Westen zu verschwinden. Im Augenblicke, als sie untertauchte, erhoben sich Hunderte von Wasservögel, die hochbeinigen Flamingos, Reiher und Störche, die schnatternden Gänse und Enten; sie flogen ihren Nachtquartieren zu. Und waren diese Erbfeinde der Riesenfrösche und Kröten verschwunden, so freuten sich die grünen und braunen Gesellen so erst recht ihres Lebens. Sie stimmten ein wahrhaft ohrenzerreißendes Concert in allen Variationen an, und dazwischen summten und sangen verschiedene Insecten in hohen Octaven.

Unsere Pferde keuchten bereits, es gab immer mehr tiefsumpfige Stellen zu passiren, die Kräfte waren fast verbraucht und doch mußten wir vor Einbruch der Nacht den Fluß erreichen — die kurze Dämmerung nahte schon. Endlich waren wir am Ziele. Der Aquidabán, ebenfalls ein Nebenfluß des Rio del Paraguay, lag vor uns. Dieser ungefähr 100 Meter breite Fluß, dessen diesseitiges Ufer von hohen Schilfrohren eingefaßt und tief sumpfig war, dessen andere Uferlände jedoch bedeutend höher lag, mußte durchritten werden. Rasch ans Werk. Hier sollte die Furth durch das träge fließende, trübe Wasser führen.

Schon schickte ich mich an, voranreitend, mein Pferd in das sumpfige Ufer zu leiten, als mich Pedro warnend bat, doch ein wenig zu warten, er wolle unser Reservereitpferd als Wegweiser voraustreiben, denn in diesen Gewässern hause der Zitteraal, der Gefürchtete, der mit einem elektrischen Schlage im Stande sei, Mann und Pferd todt niederzustrecken. Der vorsichtige Paraguayo, der sein Land und die Gefahren kannte, lassirte unser reiterloses Pferd und trieb es mit seiner langen Peitsche vor uns her.

Diesmal erwies sich Pedros Vorsichtsmaßregel als überflüssig, denn wir passirten ohne jeden Zwischenfall, behutsam dem wegweisenden Pferde folgend, die versumpften Uferstellen, erreichten tieferes Wasser mit festem Grunde, die Pferde mußten eine kurze Strecke in der Mitte des Flusses sogar schwimmend zurücklegen, bis wir endlich das gegenüberliegende Ufer ziemlich ermüdet erreichten.

Kaum hatten wir uns drüben gelagert, als der starrköpfige Antonio erschien und mich mit schmeichelnden Worten um Entschuldigung bat. „Soy Servidor de V."[1] war der stete Refrain seiner gleißnerischen Rede.

Zu müde für weitere Auseinandersetzungen, machte sich schließlich jeder sein Nachtlager, so gut es ging, zurecht und ich fand nach den Strapazen und der Hitze des Tages in einem tiefem Schlafe Ruhe und Erholung.

Wir hatten in diesen drei Tagen allerdings nur etwas über 20 Leguas, d. h. 100 Kilometer zurückgelegt, doch war dies bei den vollkommen ungebahnten Wegen und unzähligen Verkehrshindernissen, sowie auf den nur dürftig genährten Pferden immerhin eine Leistung zu nennen.

Der letzte Wegabschnitt, vom Aquidabán bis Conception circa 8 Leguas, der schon durch den nächsten District führte, wurde sehr bequem zurückgelegt, indem wir bereits einige bewohnte Häuser antrafen, woselbst wir uns ausgiebig stärkten, und wo man den Pferden gehörige Portionen Mais verabreichte.

Antonio war nunmehr wieder liebenswürdig, ja devot geworden, so als hätte es nie zwischen uns Differenzen gegeben. Pedro erzählte mir später, wie er aus dem Gespräche der Beiden entnommen, daß sie uns in eine abgelegene Poliche zu führen beabsichtigten, wo die zwei Ehrenmänner einige Zeit lustig auf meine Kosten gelebt hätten. Vielleicht reizte sie auch meine Uhr, meine Flinte oder mein vernickelter Smithrevolver?

Was mag solchen Leuten ein Leben gelten? Die Justiz ist weit, die Yerbales nahe, Ehre und Gewissen existirt für sie nicht.

Da die Sache erfolglos geblieben, nahm ich keine weitere Notiz davon, und wir ritten in voller Friedfertigkeit unseres Weges. Gegen Abend erreichten wir das am Rio del Paraguay gelegene armselige Städtchen Conception. Die Hauptstraße, aus elenden Blockhäusern bestehend, windet sich zu dem großen mit Gras bewachsenen, unebenen Platze, wo neben unbedeutenden Bauten die alte bunt bemalte Jesuitenkirche, die langgestreckte Lopez'sche Kaserne und Markthalle, das einstöckige Haus eines spanischen Kaufmannes, sowie endlich das „Hôtel" sich genug stattlich ausnehmen.

In Conception erfuhren wir zunächst, daß die regierungsgetreuen Bewohner in der That sich in Kampfbereitschaft befunden hatten. Sie waren allnächtlich

---

[1] Ich bin ihr Diener.

wohlbewaffnet in der Kaserne, wo einige abgeschabte Polizeisoldaten die ganze militärische Gewalt repräsentirten, zusammengekommen, um einen eventuellen Angriff der Insurgenten abzuschlagen. Der in Frage stehende kleine Dampfer war mit seinem Besitzer nach Asuncion gefahren, um dort über die Vorfälle Bericht zu erstatten und zugleich militärische Verstärkungen mitzubringen.

Er wurde jeden Tag zurückerwartet.

Inzwischen hatte sich aber wieder die allgemeine Aufregung gelegt, da man durch Patrouillen erfahren, daß sich die Insurgenten, zusammengelaufenes Gesindel, davongelaufene Arbeiter und Viehhüter, in die „Yerbales“ geschlagen und zerstreut hätten. Die Stadt zeigte wieder ihre gewöhnliche Physiognomie, d. h. verödete Straßen und wohlgefüllte Tavernen, wo man des Abends tanzte, bei Tag Billard und los dados[1] spielte. Endlos erschienen mir die Tage, die ich nun in Conception wartend verbringen mußte, und um so peinlicher, als ich jede halbwegs annehmbare Gesellschaft vermißte.

Das kleine Hotel, wo ich wohnte, war nach südamerikanischen Begriffen ganz leidlich, doch bat mich der Wirth, ich möge mich so wenig als möglich sehen lassen, denn sein Geschäft sei im Concurs und er dürfe es eigentlich gar nicht fortführen.

Man hatte auch gerichtlich das Hauptthor versiegelt, doch da er als guter Patriot bekannt war, ließ man ihm eine Hinterthüre offen. Dieser Eingang bestand aus einem Loch, welches rückwärts durch die Bretterwand des Hühnerstalles in den Hof des Hôtels führte, und ich war somit genöthigt bei meinen Ausgängen diese unbequeme Passage zu benützen.

Antonio unterhielt sich vortrefflich, er besuchte eine Taverne nach der anderen und war nie in nüchternem Zustande anzutreffen.

Endlich, endlich erschien der sehnlich erwartete „vapor cito“[2] im Hafen. Ein Kanonenschuß avisirte seine Ankunft. Alles strömte zum Flusse hinaus, um einem Ereignisse beizuwohnen. Señor G. schiffte sich ganz stolz an der Spitze von 10 Soldaten, die eine Art Mörser mit sich führten, aus, und sein Einzug in die Stadt gestaltete sich so ziemlich zu einem Triumphzuge. Als sich die Gemüther neuerdings beruhigt hatten, gelang es mir auf Grund meines Empfehlungsbriefes das Geschäft rasch abzuschließen und den Dampfer für die Fahrt zu miethen.

---

[1] Würfel.

[2] Kleines Dampfboot.

Ich schiffte mich mit Pedro und den drei Pferden auf das niedliche Fahrzeug ein, Antonio mit seinem Gaule war in ganz Conception nicht aufzufinden.

In zwei Tagen brachte uns das Dampfboot von Conception flußaufwärts in die Nähe des kleinen Hafen der Ansiedlung nördlich von San Salvador.

Am Morgen des dritten Tages hieß es ungemein vorsichtig fahren, denn dichte, bitterkalte Dünste entstiegen der Oberfläche des Flusses und erschwerten die Aussicht, selbst auf die kürzeste Distanz. Die Uferböschungen und die Umrisse der Waldungen erschienen vielfach vergrößert, jedoch derart gleichmäßig, daß wir keine Ahnung hatten, an welchem Punkte wir uns befanden. Da Eile geboten war und ein Abwarten des Nebelwetters unthunlich erschien, so fuhren wir höchst vorsichtig mit halbem Dampf in nächster Nähe der Ufer und lugten scharf aus.

Es währte nicht lange, so gewahrten wir ein riesiges Feuer, einen ungeheuren Scheiterhaufen, der in seinem grellen Widerscheine mit dem lieblosen Grau der Umgebung seltsam contrastirte. Die Maschine stoppte und aus Pedros kräftiger Kehle ertönte es:

„Che ho!"

„Ho, eh!" klang die Antwort zurück. Alsbald bemerkten wir eine komische Figur, die auf einer, einige Schritte im Wasser befindlichen Erdabrutschung saß und fischte. Die Angelruthe wegwerfen, ein gellendes Jubelgeschrei ausstoßen war jetzt die Sache des nächsten Augenblickes. Wir erkannten Santos, den verschmitzten, jungen Diener, auf dessen Lärmen es allmählich lebendiger wurde und mehrere Personen die primitiv in die lehmige Barranca eingehauenen Stufen herabeilten. Wir hatten glücklich unser Ziel erreicht. Da tiefes Wasser gelothet wurde, so konnte der „vapor cito" an Land anlegen und als wir uns ausgeschifft hatten, befanden wir uns inmitten der ganzen Gesellschaft.

Es läßt sich denken, welche Sturmfluth von Fragen sich über uns ergoß, denn Alle waren in großer Unruhe wegen unseres Ausbleibens und hatten sich bereits in den abenteuerlichsten Combinationen ergangen. Man hatte uns in höchstens acht Tagen zurückgedacht und die Gesellschaft brach nach Ablauf dieses Zeitraumes auf, um unsere Ankunft im Hafen, der acht bis zehn Reitstunden von der Ansiedlung lag, abzuwarten. So warteten sie Tag für Tag, Stunde für Stunde — vergeblich. — Ihre Situation mag nicht die angenehmste gewesen sein, denn der elende, luftige Rancho enthielt blos zwei sehr kleine Räume, entbehrte fast jeder Möbel und die großen Proviantkisten der wackeren Señora G. waren so erschöpft, daß die spärlichen Jagdbeuten des Herrn K., im Vereine mit

den Ergebnissen der Fischerei Santos', die einzigen compacteren Nahrungsmittel der letzten Tage gebildet hatten.

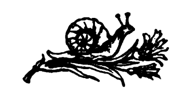
Indes herrschte jetzt ungetheilter Jubel — ich darf nicht vergessen zu bemerken, daß ich von Conception reichen Mundvorrath mitgebracht hatte — Alles schiffte sich ein und acht Tage später trafen wir wohlbehalten in Buenos-Ayres ein. —

Bevor ich Buenos-Ayres entgiltig verließ, hatte ich noch das Vergnügen mich Herrn Baron S., dem Gesandten von Oesterreich-Ungarn, vorstellen zu können, in seinem reizenden Heim höchst angenehme Abende zu verbringen; ich lernte den prachtliebenden damaligen Präsidenten Miguel Juarez Celmann kennen und war Augenzeuge jenes großen Empfanges, den Argentinien dem officiellen Verbrüderungsbesuche seitens des Präsidenten von Uruguay Generalen Maximo Tejares bereitete, jener Folge glänzender Festlichkeiten, die eine Summe von 300.000 Pesos gekostet haben sollen.

Es ist vielleicht noch von Interesse zu erfahren, ob Herrn Sch.'s schüchterne Bemühungen, den Norden San Salvadors wieder zu bevölkern und zu cultiviren, von Erfolgen begleitet waren.

Gewiß, sein gutes Beispiel eiferte zur Nachahmung an. Heute, nach Jahresfrist, besiedelt eine englische Gesellschaft das Territorium zunächst der zerstörten ehemaligen Hauptstadt der Provinz und beabsichtigt große Kaffeeplantagen anzulegen, im Osten bewirthschaftet ein Spanier eine Estanzia, auf welcher bereits mehrere hundert Rinder weiden, während im Süden sich eine Colonie deutscher und schweizer Feldarbeiter etablirte, die der fruchtbaren, so lange brach gelegenen Erde die reichsten Ernten zu verdanken hat.

Mithin scheint die Zukunft dieser verlorenen Provinz gesichert; wenn die Frage der Wiederbesiedlung gelöst ist, dann wird sie der Cultur wieder zurückerobert werden und jede Gefahr und Mühseligkeit, wie sie heute noch ein Aufenthalt dortselbst mit sich bringt, wird verschwunden sein.





IX.

Aus Montevideo.

Noch einmal, ehe wir unsere Wanderungen durch die La Plata-Staaten beschließen, wenden wir unsere Aufmerksamkeit Montevideo zu.

Wenn wir heute das freundliche, friedliche Montevideo betrachten, so liegt uns Alles ferner, als der Gedanke, daß die so offen gelegene Stadt vor nicht zu langer Zeit mit einem äußerst starken Festungsgürtel umgeben, und daß das Weichbild dieses anmuthigen Ortes durch Jahrzehnte der Schauplatz blutiger Straßenkämpfe, grausamer Metzeleien, heftiger Kanonaden und Blockaden gewesen.

Montevideo wurde im Jahre 1726 von Buenos-Ayres aus durch Ansiedleung canarischer Familien gegründet und erhielt erst 31 Jahre später eine etwas selbstständigere Provinzialregierung. Während der Unabhängigkeitskriege zu Beginn dieses Jahrhunderts war Montevideo der Hauptkriegsschauplatz des ganzen Kriegstheaters, konnte sich jedoch erst 1828 die Selbstständigkeit erringen. Zwei Jahre später nahm das Land den Titel Uruguay oder Banda Oriental del Uruguay an. Auf diese Bezeichnung legen die heutigen Bewohner noch immer einen ganz besonderen Werth und separiren sich gerne als „Orientalen" von den übrigen, im Grunde ganz homogenen hispanischen Völkern Südamerikas.

Der Selbstständigkeitserklärung folgten blutige Parteikämpfe im Innern, Kriege mit Buenos-Ayres und Brasilien, welch beide Staaten die kleine zwischen sie geschobene Republik zu annectiren wünschten. Bombardements und Blockaden vernichteten nun den rasch aufgeblühten Verkehr Montevideos zu Wasser und zu Lande, welch letzteren unzählige Waarenkarawanen nach allen Gegenden der



Waarenkarawane durch den Camp.

Republik hergestellt hatten — und reducirten die bereits bis 50.000 Einwohner gestiegene Bevölkerung. Als endlich nach einem jahrelangen, mit unerhörter Grausamkeit geführten Kriege durch Intervention der Seemächte, welche die Integrität Uruguays schützten, der Friede herbeigeführt wurde, mußten Montevideos mächtige Festungswerke fallen.

Im Jahre 1880 fand die letzte Localrevolution statt, die, von Parteigängern angezettelt, ungemein blutig verlief.

Man kann sich diese unruhige Vergangenheit, wie bemerkt, kaum vorstellen, wenn man, z. B. wie wir, an einem schönen Herbsttage durch die Straßen schlendert.

Es ist gerade ein Sonntag.

Wir balancirten, vom „Hôtel Oriental" kommend, auf dem elenden Pflaster der mäßig bergansteigenden Straße, über welche sich in kurzen Intervallen eiserne, mit vielen Lampen versehene Bögen wölbten, und gelangten alsbald auf die Plaza de la Constitution, wo eine gute Quadersteinpflasterung die Communication erträglich machte. Von diesem Platze bis zur Plaza de la Independenzia führten Bogengänge, unter welchen die reichsten Läden der Stadt etablirt waren. Letztgenannter Platz bildete ein ungeheures Viereck, welches von niederen, blendend weißen Häusern eingefaßt war, dessen Zierden das prachtvolle Congreßgebäude, sowie der davor befindliche Unabhängigkeitsobelisk darstellten.

Von der schönen Kathedrale, der Matrixkirche her, strömten nach Ende des Gottesdienstes die Andächtigen, um noch einigemale über den weiten Platz zu promeniren. Hier sahen wir die Blüthe weiblicher Schönheit in glänzendem Putze, denn bekanntlich besitzt Montevideo anerkannt die schönsten Frauen Südamerikas.

Ein ganz originelles Bild nahm alsbald unsere Aufmerksamkeit gefangen. Wir sahen die östliche Hälfte des großen Platzes und beide Seiten der daselbst einmündenden breiten Straße überfüllt mit kleinen Verkaufsständen, Kaufenden Verkaufenden und Handelsobjecten aller Art, so Möbel, Waffen, Kleider, Vögel und Hausthiere, Medicamente und Lebensmittel. Man gestattet nämlich den ärmeren Leuten zu Zeiten, ohne irgend eine Steuer oder Abgabe zu verlangen, allen nur erdenklichen Kram auf offener Straße feilzubieten, und einen solchen „Mercado" hatten wir nun Gelegenheit zu durchwandern. Da fuhr ein Wagen durch das Gedränge. Bunte Fahnen zierten ihn und die Pferde, während eine auffallend gekleidete Dame im Fond stand und mit gellender Stimme Migrainestifte zum Verkaufe anbot. Sie markirte mit haarsträubender Naturalistik wüthenden Kopfschmerz, erklärte sodann mit großer Umständlichkeit die Anwendung

ihres Universalmittels, worauf ihr verklärtes Lächeln zeigen sollte, daß das Leiden vollkommen verschwunden.

Daneben ließen Männer große Ballons steigen, andere leierten ihre Orgeln und von den Ständen, wo cartesianische Teufelchen die Zukunft prophezeiten, sollten wir gar nicht sprechen.

Wir setzten unsere Promenade durch die in östliche Richtung führende, mit zwei Reihen Akazienbäumen eingefaßte Hauptstraße fort und gelangten nach etwa dreiviertelstündiger Wanderung an die Peripherie der Stadt.

Es war mittlerweile Nachmittag geworden und wir gewahrten zahlreiche, auswärtsfahrende, gefüllte Pferdebahnwagen, sowie viele Kutschen. Unweit der großen Kaserne, vor welcher Soldaten standen, deren Gesichtsfarben die verschiedensten Nuancen zeigten, befand sich ein umfangreiches Gebäude, woselbst ein außerordentlich lebhaftes Menschengetriebe alsbald von Neuem unsere Aufmerksamkeit erregte. Es war eine Brauerei, die mit einem Restaurant in Verbindung stand, einem Etablissement, wo das nebenan von einem Wiener nach Wiener- und Pilsnerart erzeugte Bier ausgeschänkt wurde. Nicht nur Europäer drängten sich Sonntags in diese heiteren Hallen, sondern auch die „Orientalen" schienen am Biertrinken Gefallen gefunden zu haben.

Von diesem Orte aus führte uns der Weg gegen Villanova, denn wir hatten das Programm des Sonntags noch nicht erschöpft. Die Straße ging über zahlreiche, höchst anmuthige Hügel, auf welchen reizende Kintas mit schönen Gärten zerstreut lagen. Unweit Villanova fand eben eine öffentliche Versteigerung der „Concurrenz-Häuser-Compagnie" statt, wobei etwa 150 neu gebaute Häuser, ganze Stadttheile, unter dem Hammer standen. Die Auction hatte ein zahlreiches Publicum herbeigelockt. Auf dem großen, festlich decorirten Platze harrten eine Unzahl Pferde und eine unabsehbare Menge Wagen ihrer Eigenthümer, die in dichten Massen die geschmückte Tribüne umstanden, auf welcher sich der Auctionstisch befand.

Die von den beredten Ausrufern gemachten Pausen wurden durch lärmende Musikstücke ausgefüllt, welche von einer aus Schwarzen bestehenden Bande vorgetragen wurden. Böllerschüsse ertönten, dazwischen schrien Agenten, welche Kauflustige zu haranguiren suchten, und Colporteure vertheilten Flugschriften oder priesen ihre Artikeln an.

Ein echt amerikanisches Bild!

Die von einer Allee hochstämmiger Bäume beschattete Straße nach dem Prado, wohin wir uns wandten, war nicht minder lebhaft, Wägen rollten ab und

zu, muthige Reiter galoppirten über den weichen Kiesweg, während ein zahlreiches Publicum sich in den zu beiden Seiten befindlichen Schänken, Buden und auf den russischen Rutschbahnen vergnügte.

In dem sehr elegant eingerichteten Restaurationsgarten des Prado, woselbst wir nun schon gegen Abend anlangten, concertirte eine Militärkapelle vor der daselbst versammelten besten Gesellschaft von Montevideo.

Wenn man das hier herrschende Leben betrachtete, so glaubte man sich in irgend einer Stadt Europas zu befinden und nicht an der Ostküste Südamerikas — an der Pforte der La Plata-Staaten.





X.

Ein Tag in Rio de Janeiro.[1]

Hat man sich in der Schlafcabine an Bord des auf der Fahrt von Buenos-Ayres nach Bordeaux befindlichen höchst eleganten Dampfers „La Plata“ drei Tage lang gequält, hat sich das Gehirn mit den rasenden Schwingungen der Schraube, die das Schiff täglich um dreihundertachtzig Meilen weiterbewegt, im Kreise mitgedreht, so wird die Nachricht, daß die brasilianische Küste in Sicht und ein eintägiger Aufenthalt in Rio de Janeiro festgesetzt sei, gewiß recht freudig berühren.

Alles enteilt der an und für sich äußerst comfortablen Cabine, durchschreitet den großen, prächtigen Speisesaal, den Musiksalon und strömt nach dem Oberdeck, um den drei Tage lang entbehrten Anblick des Landes wieder zu genießen. Das Auge ist von den argentinischen Ebenen her in Bezug auf großartige Naturschönheiten nicht verwöhnt; um so freudiger überrascht der Anblick der ungeheuren, üppig bewaldeten Gebirgsriesen, an denen das Schiff ziemlich nahe vorbeifährt.

Der „La Plata“ stampft und rollt jetzt nicht mehr so fürchterlich; eine aus fast hundert Exemplaren bestehende Heerde von Schweinsfischen zieht vorüber, die, von bedeutender Größe, haifischähnlich sich auf der Oberfläche des Meeres auf den Kopf stellen und springen, die sich gegenseitig haschen und mit dem Schiffe um die Wette schwimmen.

Inzwischen nähert man sich noch mehr der Küste und fährt durch eine ganze Reihe von sonderbar geformten Inseln. Die eine von ihnen stellt einen riesigen

[1] Feuilleton der „Neuen Freien Presse“.

Kegel vor, der auf der einen Seite felsig, auf der anderen mit Palmen bewachsen ist; andere bilden Felsenriffe von geringer Höhe, noch andere sind grüne, blühende Eilande mit der schönsten tropischen Vegetation.

Jetzt wendet das Schiff, um in den Hafen von Rio de Janeiro einzufahren. Der schon von weitem bemerkbare, charakteristische Zuckerhutberg, Pao-de-Açucar, an dem man ganz nahe vorbeifährt, bleibt links liegen, und die blos 1800 Meter breite Einfahrt, die durch mehrere Forts befestigt ist, liegt vor uns. Finster blickten die Kanonen aus den alten, hohen Mauerwerken des Forts Santa Cruz hinüber nach ihren Genossinnen in der Batterie San Theodosio oder nach jenen des Inselforts Lage, vielleicht bedauernd, daß nicht eine von ihnen, sondern die alte, grüne kaiserliche Fahne — jetzt wird diese wohl schon lange entfernt worden sein! — den Gruß unseres in Flaggengala salutirenden Schiffes erwiderte. Die Einfahrt in den Canal erweitert sich allmählich zu dem ungeheuren Becken des von Schiffen aller Art belebten Hafens von Rio de Janeiro. Der Anblick der Stadt ist unvergleichlich. Die altersgrauen Häuser werden von einer grünbewaldeten Hügelkette dominirt, und diese lehnt sich rückwärts an die Riesenmassen des Corcovado, der Doña Martha und des Cattagatos, die ihre Häupter stolz in das tiefe Blau des Firmaments erheben; und rings herum dehnt sich bis in unabsehbare Ferne die inselreiche Bai aus, deren Ufer mit Bergen, Wäldern und freundlichen Ortschaften geschmückt ist.

Während dieser Betrachtungen herrscht reges Leben und Treiben an Bord. Manche, deren Reiseziel erreicht ist, machen sich zum Ausschiffen fertig; die Uebrigen werden durch das Erscheinen der schwarzen Tafel belehrt, daß der „La Plata" sich bis zwölf Uhr Nachts aufhalten wird. Es ist jetzt acht Uhr Morgens, also Zeit genug, um unser Gefängniß auf einige Zeit zu verlassen.

Das Schiff hat ungefähr 1000 Meter vor der Stadt Anker geworfen. Das Hafencapitanat ist erschienen, hat seiner amtlichen Functionen gewaltet, und nun steht uns nichts mehr im Wege, uns einem der verschmitzten Portugiesen anzuvertrauen, die mit ihren kleinen Barken lärmend den Dampfer umlagern. Während der Ueberschiffung erfährt man vom geschwätzigen Barkenführer — welchem es darum zu thun ist, seine Fahrgäste gesprächsweise zu taxiren, um dann deren Börse mit seiner unverschämten Forderung in Einklang zu bringen — daß jenes langgestreckte Inselfort, in welchem ein großer Theil der Truppen kasernirt ist, den Namen Villegagnon führt. Das große, auf erhöhter Landzunge errichtete Gebäude ist das Kloster und Hospital Misericordia. In dem dahinter befindlichen,

einem venetianischen Palazzo ähnlichen Bauwerke sind das Arsenal und das Marineministerium untergebracht. Der über die Häusermasse so prächtig emporragende Kuppelbau gehört der Kirche Senhora da Gloria an. Gegenüber der Landungsstelle des Bootes befindet sich als Hauptfront eines Platzes der alte, ehrwürdige kaiserliche Palast. Vor demselben übt eine Abtheilung ziemlich schlecht aussehender, weiß uniformirter Infanterie. Von da führt der Weg durch sehr enge und sehr schmutzige Gassen, aus denen uns ein warmer, widerwärtiger Dunst entgegenströmt. Das Leben und Treiben erinnert lebhaft an Neapel, nur daß hier die Lazzaroni durch herumflanirende schmierige Neger vertreten werden. Mit dem Maidecrete ist endlich der letzte Schwarze frei geworden. Man sagt, daß keiner bei seinem früheren Herrn geblieben ist. Gegenwärtig sind die Neger alles Andere als Plantagenarbeiter; Kutscher, Bootsleute und Soldaten, aber auch Redacteure und Geldmänner. Ob der Sklavenemancipation herrscht unter den Besitzern der großen Kaffee-, Baumwoll- und Zuckerplantagen gährende Unzufriedenheit; sie haben allerdings an ihren Negern positives Capital und vor Allem die billige, tüchtige Arbeitskraft verloren, die, den Einflüssen des tückischen Klimas gewachsen, durch die Peitsche verläßlich gemacht wurde; doch war die neuere Zeit diesem Uebelstande abzuhelfen bestrebt und hat ein Auskunftsmittel in dem massenhaften Heranziehen von europäischen Einwanderern gefunden.

Indes schreitet man rüstig weiter. Die Zeit ist kurz bemessen, und man will noch etwas von der herrlichen Umgebung genießen. Nachdem man schon an Bord vor den sehr schlechten und theuren Lohnkutschen gewarnt wurde, besteigt man, da die Luft immer heißer und schwüler wird, einen der von drei Maulthieren gezogenen luftigen, die Aufschrift „Tijuca“ tragenden Tramwaywaggons. Man fährt nun, die winkelige Altstadt verlassend, durch etwas elegantere und weniger belebte Stadttheile, vorbei an dem schönen Palmengarten, Aclamaçao, dem kaiserlichen Theater, dem Nationalmuseum, längs der gutgehaltenen, mit eisernen Gittern eingefaßten Trace der Eisenbahn Dom Pedros II., hinaus ins Freie. O, wie erweitert sich die Brust, wie glänzt das Auge freudig, wenn man dem Getriebe der beengenden, unreinlichen Stadt mit ihrer schwülen Atmosphäre entronnen, wie athmet man in vollen Zügen den Luftzug ein, der von den Gebirgen her so balsamisch und erquickend uns entgegenweht! Gleich außerhalb der Stadt beginnt eine Reihe von Villen, welche sich auf einer Strecke von mehr als zwei Stunden bis zur Tijuca fast ununterbrochen ausdehnt. Nur der arme Mann nächtigt in Rio de Janeiro; der nur halbwegs Bemittelte flieht nach Verrichtung

seiner Geschäfte vor Sonnenuntergang die ungesunde Stadt, um die Nacht bei seiner in einem Landhause außerhalb untergebrachten Familie zuzubringen.

In Rio de Janeiro ist das gelbe Fieber ein fast steter Gast. Aus diesem Grunde residirte der Kaiser, mit Ausnahme der Monate Juli und August, wo die Hitze und mit ihr die mörderische Krankheit etwas nachläßt, in seinem einfachen Landschlosse zu Petropolis oder in seiner Villa auf der Tijuca.

Die Fahrt auf der Rua de Santa Carolina ist herrlich, links hohe bewaldete Berge, rechts hellgrüne saftige Wiesen, diese sind wieder von einer Reihe bewaldeter Hügel begrenzt. Rechts und links reihen sich Landhaus an Landhaus, Garten an Garten, das Ganze zu einem ununterbrochenen Parke gestaltend. Hier stehen, gleich Grenadieren in Reih und Glied, stolze Palmen, an deren starken und kräftigen Stämmen das Gezücht der Schlingpflanzen emporwuchert. Wie schmeichelnd lagern zu ihren Füßen liebliche Moosarten, Granaten und zierliche Flieder. Dort sieht man eine Allee, die, von ungeheuren Brotfruchtbäumen, deren Kronen gegenseitig sich verschlingen, gebildet, einen grünen Dom darstellt. Da stehen Orangenbäume in voller Blüthe und süßem Dufte, dort die hellgrüne Banane, gebeugt durch die Last ihrer Trauben. Die Bäume, die Sträucher, die vielfarbigen glühenden Blumen und Blätter, sie alle wetteifern miteinander, eine sinnberückende, duftige Staffage für den Kranz der stylvollen, lieblichen Villen zu bilden. So währt die Fahrt fast eine Stunde, bis die Thalbildung immer ausgesprochener wird und zum Schlusse in eine Gebirgsschlucht übergeht. Dort endet die Tramwayfahrt.

Zum Aufstiege auf den Ansichtspunkt und den Sattel von Tijuca gelangt man entweder zu Pferde oder in der Postkutsche; ersteres ist entschieden vorzuziehen. Nun geht es also auf dem Rücken eines zahmen Pferdes bergan. Während sich die Serpentine auf der linksseitigen Thallehne emporschlängelt, rauschen zur rechten Seite in tiefer, grotesker Schlucht die Wasser der gesammelten Quellen. Sie eilen der Stadt zu, um dieselbe mit frischem und gutem Trinkwasser zu versorgen. Auf der gegenüberliegenden Lehne gewahrt man Villen, Bauernhäuser und Pflanzungen, höher Pinien- und Palmenwälder.

Hat man bereits früher die Schönheiten der Rua de Santa Carolina bewundert, um wie viel schöner ist der Ritt auf der Gebirgsstraße! Hier umfängt uns der volle Zauber, die glühende, märchenhafte Pracht der Tropenwelt. Vorerst ist die Steigung mäßig. Noch sind die eleganten Villen mit Blumengärten und strahlenden Fontainen vorherrschend; je höher man jedoch emporreitet, umsomehr

verliert sich die Kunst, und die Urwüchsigkeit und Ueppigkeit der tropischen Zone treten alleinherrschend in den Vordergrund.

Jetzt führt die Straße durch einen Hohlweg; die fast senkrechten hohen Abstürze sind mit Schlingpflanzen dicht bewachsen, dazwischen rankt sich die Liane empor und andere vielfarbige Blumen. Dann windet sich die Gebirgsstraße durch einen Palmenhain; sie führt an steilen Abstürzen, fast lothrechten Felswänden vorbei; auf kühnen Bogen übersetzt sie den Wildbach, der sich laut tosend als Wasserfall in die Schlucht ergießt. Die Straße gleicht dem Kieswege eines englischen Parkes. Die beiderseitigen Gräben sind gemauert. Zahlreiche Brunnen eisenhältigen Trinkwassers winken dem Durstigen; Tränken giebt es auch für die Pferde.

Es ist aber mittlerweile recht heiß geworden. Die Temperatur ist die der Luft in einem Treibhause: die Sonne steht im Zenith.

Halben Weges kommt man an dem gewaltigen Reservoir der in den Sechziger-jahren erbauten Wasserleitung vorüber. Die massiven Steinwerke lagern sich quer über das enge Thal, in sich das köstliche Gebirgswasser sammelnd. Nun ist es nicht mehr weit zum Sattel von Tijuca. Endlich ist er erreicht. War früher der Blick nach aufwärts gerichtet, das Neue, Kommende zu schauen — wie schwelgt er jetzt in Betrachtung des zurückgelegten Weges! Am Horizont die grüne Bai mit ihren Schiffen, sodann die Hügel mit der Hauptstadt, an die sich ein grüner Teppich anschmiegt, auf welchem Straßen und Eisenbahnen weiße Linien zeichnen, dann näher heran das allmählich enger und wilder werdende waldreiche Thal; vor sich das Rauschen und Tosen der Gebirgsbäche im Rahmen einer überreichen tropischen Vegetation. Wir selbst befinden uns auf der Höhe des Sattels. Zu beiden Seiten steigen zwei gewaltige Gebirgskegel empor.

Die Tijuca stellt einen großen, ebenen Platz vor, auf welchem sich nebst einem Hôtel die vornehmsten Villen befinden. Dort, wo der Weg wieder thal-wärts fällt, steht die einfache kaiserliche Villa. Die gehißte gelb-grüne Fahne verrieth uns, daß damals der Kaiser daselbst wohnte. Doch wir halten jetzt keine Umschau mehr. Ermüdet und hungrig, nimmt uns bald der kühle Schatten des Hôtel-speisesaales auf. Das Frühstück ist gut. Doch dürfen wir uns den Kaffee und unsere Cigarre ob der großen Zeche nicht verderben lassen. Die uns überreichte Rechnung beträgt nicht weniger als 25.000 Reis (circa 80 Francs).

Neu gekräftigt, verlassen wir nach zweistündiger Ruhe das theure Hôtel, besteigen wieder unser wackeres Pferd und reiten denselben Weg dem Thale zu.

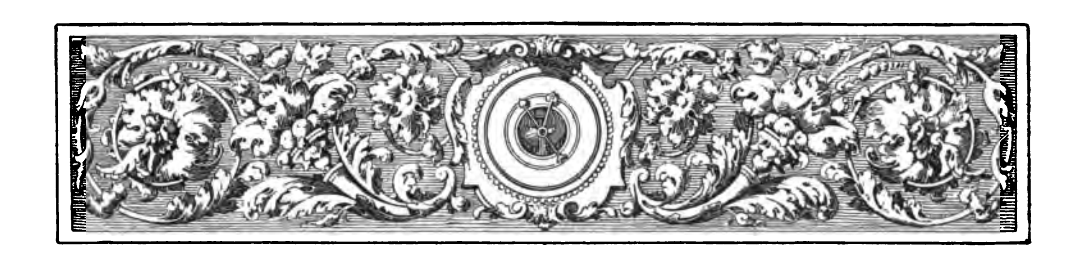
Unweit der Wasserleitung begegnen wir einer Abtheilung Cavallerie, welche, recht gut aussehend und vorzüglich zu Pferde, der Tijuca zureitet. Es ist dies die Ablösung der Leibwache des Kaisers.

Die Sonne eilte ihrem Untergange entgegen, als wir die Stadt erreichten.

Dieselbe war merkwürdig leer geworden. Man konnte nur Soldaten, Neger und Arbeiter bemerken, die feiernd in Gruppen die Straßen durchzogen. Als unser verschmitzter Portugiese uns wieder dem „La Plata" zusteuerte, blitzte bereits das Blinkfeuer des Leuchtthurmes. Es wurde Nacht. Vor uns lag das schwimmende Ungethüm.

Bald wird die Maschine wieder geheizt sein, bald wird die Schraube das Schiff in Bewegung setzen, in die finstere Nacht, ins offene Meer hinaus, dann aber geht es der fernen Heimat zu.





XI.

Zwei Intermezzos auf der Heimfahrt.

1. Vor Dakar.

Gluthroth ballte sich die Sonne aus purpurnem Gewölke und warf sonderbare violette Reflexe auf das tiefsatte Blau der hochgehenden Wellen.

Heute, zum erstenmale nach langen Tagen, tauchte sie nicht mehr aus dem Meere empor, sondern strahlte schon über festes Land, als wir uns sehr früh Morgens auf Deck unseres von Rio de Janeiro kommenden Dampfers begaben.

Die letzten Tage der Ueberfahrt waren sehr heiß gewesen; es stieg die Hitze in dem Maße, als, nachdem wir den Aequator passirt hatten, das Schiff sich der afrikanischen Küste näherte; doch was war selbst diese Temperatur, wo ja stets ein durch die rapide Geschwindigkeit des „La Plata" erzeugter, relativ kühler Luftzug herrschte, im Vergleiche zu dem Gluthhauche, der sich jetzt in höchst unangenehmer Weise fühlbar machte!

Und doch ersehnte Jeder von uns den Augenblick, wo der Dampfer endlich wieder anhalten würde und das betäubende Geräusch der Maschinen, das unaufhörliche Rauschen der aufgewirbelten Wassermasse auf einige Zeit unterbrochen werden sollte.

Jedermann freute sich über den eintägigen Aufenthalt in Dakar. Man hoffte doch an Land gehen zu können und dort dem Körper, trotz der afrikanischen Hitze, wieder einige ausgiebigere Bewegung zu gönnen. Der Aufenthalt in Dakar ist übrigens interessant und der Besuch jenes in nächster Nähe der Stadt liegenden Negerdorfes, wo man einen Mohrenkönig in seinem Kraal, umgeben von den

Weibern und Kriegern, gegen mäßiges Eintrittsgeld besichtigen kann — ist belustigend genug.

Und gebührte uns nicht einige Erheiterung? Die letzten Tage der Oceanfahrt waren schon recht unleidlich geworden; denn obgleich der „La Plata" über 160 Meter lang und im Verhältnisse breit wie hoch war — außerdem gewiß allen erdenklichen Luxus bot — so war doch nicht Raum genug vorhanden, um ein fortwährendes Beisammensein einer und derselben Gesellschaft zu vermeiden. Der Aufenthalt in den Cabinen war tagsüber wegen übergroßer Hitze unmöglich, deshalb drängte sich die Mehrzahl der fast 200 Personen zählenden Reisegesellschaft erster Classe an jene Schiffsstelle, wo ausgiebiger Schatten, sowie ein etwas kühlerer Luftzug herrschte. Man war bereits an dem Punkte angelangt, befreundeten Personen auszuweichen, sein mühselig errungenes, kühleres Plätzchen zu behaupten und es nicht einmal Bedürftigeren abtreten zu wollen. Unwohlsein, Mangel an Bewegungsfreiheit, übergroße Hitze und Langeweile, dies sind die Attribute einer langen Reise auf äquatorialen Meeren.

Und so war begreiflicherweise jeder von uns hocherfreut, als am neunten Morgen die afrikanische Küste vor uns lag.

Als nächster Punkt erschien die äußerste Spitze des Cap Verde, sonnverbrannte, mäßig hohe, aber steile Felsen mit spärlicher Vegetation. Dahinter schoben sich coulissenartig vorspringende Vorgebirge, die jedoch gegen die Bucht von Dakar hin allmählich verflachten. Zur Seeseite tauchten eine bedeutende Anzahl kleiner Felseninseln auf — sie bildeten eine Art Straße — welche von unserem Schiffe vorsichtig passirt wurden. Die letzte und größte von ihnen, die Insel Gorée, lag gerade vor der Bucht; ihren höchsten Punkt krönte ein festes Castell, zu dessen Füßen die hohen maurischen Häuser labyrinthartig zusammengedrängt erschienen.

Als unser Dampfer in gleicher Höhe mit dem Hafendamm anlangte, stoppte die Maschine; der Anker fiel. Wir lagen vor Dakar.

Die jungen Hafenanlagen werden hier von der natürlichen Strandbildung wenig unterstützt; und doch hat Dakar den besten französischen Hafen an der wenig gegliederten Küste von Senegambien. Es ist eine Etappenstation für die Handelsflotte, ein Stützpunkt in der Seestrategie.

Die Stadt selbst liegt unter den letzten Ausläufern des grünen Vorgebirges, auf sanft ansteigender Strandbildung. Sie besteht eigentlich nur aus einer geringen Anzahl neuerer, großer Häuser, die regellos im maurischen Style erbaut und durch einige Gärten voneinander getrennt sind.

Von der Bucht zieht sich die Küste in fast gerader Linie gegen Süden; sie erscheint als kreideweißer Strich, auf dem die großen Oceanwellen ungebrochen auslaufen.

Die sichtbare Vegetation ist arm: Strauchwerk und Krüppelholz, das Hinterland flach, jedoch kann man in großer Entfernung, in einem Meere von Dünsten verschwommen, vereinzelte Bodenerhebungen wahrnehmen.

Ueber die ganze Landschaft, die von der Sonne grell beleuchtet erscheint, zittert eine heiße, echt afrikanische Atmosphäre. — — —

Schon während der Fahrt war das Gerücht unter den Passagieren laut geworden, daß heute beim ersten Morgengrauen ein Mitreisender an Bord gestorben sei. Dies bewahrheitete sich nun. Nachdem der Verstorbene in Rio de Janeiro an Bord gekommen war und die Todesursache nicht festgestellt werden konnte oder wollte — so erklärte das Hafencommissariat unser Schiff in Quarantäne. Es durfte somit Niemand an Land.

Wer nach längerer Aequatorialfahrt einen vollen Tag unter glühenden Sonnenstrahlen, vor einer kleinen afrikanischen Hafenstadt, auf einem kohleneinnehmenden, überfüllten Dampfer zugebracht hat, der wird den Verdruß mitempfinden, der sich nach dieser Kundmachung uns Aller bemächtigte!

Indes brachten uns die jetzt publicirten Telegramme die neuesten Nachrichten aus Europa und aus Brasilien. Staunend vernahmen wir die Kunde, die der Kabel kurz vor unserer Ankunft gemeldet: In Rio de Janeira war unmittelbar nach unserer Abfahrt eine unblutige Revolution ausgebrochen, der hochherzige Kaiser entthront, landesverwiesen, auf dem Wege nach Europa, die Republik proclamirt.

Da hatten wir hinreichenden Gesprächsstoff und überdies war der „La Plata“ mittlerweile von über hundert Negern umringt, die zu zwei bis drei in ihrem schwankenden, aus ausgehöhlten Holzstämmen hergestellten Barken mit einer unglaublichen Schnelligkeit, wie auf ein Signal, aus allen nur erdenklichen Verstecken: hinter dem Hafendamme, hinter großen Tendern, von den Inseln her, angerudert kamen.

Einer von ihnen hatte offenbar die Ankunft unseres Schiffes von der Ferne aus bemerkt und die Nachricht blitzschnell unter seinen Genossen verbreitet.

Es waren durchwegs große, schlanke, aber herkulisch gebaute Gestalten. Sie waren nackt und ihre Hautfarbe ebenholzschwarz. Die Neger hatten ihr Haupthaar glatt rasirt, vollständig, oder aber nur die eine Hälfte.

Wir alle wurden von Deck des „La Plata“ aus, Zuseher jenes lustigen Intermezzos, welches sich jetzt auf und unter der Meeresfläche entwickelte.

Es entstand unter den Schwarzen ein betäubendes Lärmen.

„Donnez-moi dix sous, madame jolie!“ tönte es aus dem wilden Chore.

„Le monsieur pour vous, dix sous pour moi!“ brüllte ein Anderer und es meckerte ein Zweiter: „O Papa! donnez moi un franc!“

Dabei streckten die Neger ihre kräftigen Arme und die Ruder empor und machten affenartige Grimassen.

Als nun Geldstücke in das Meer geworfen wurden, sprangen sie aus ihren Booten, tauchten darnach und kehrten nach einer Weile mit dem Erhaschten im Munde an die Oberfläche zurück. Reizende Kußhändchen lohnten dem Geber, wohl auch hinaufgeschleuderte Muscheln und Seesterne, die jedoch manchmal recht unsanft trafen.

Sprangen mehrere zugleich nach einem Geldstücke, so konnte man von oben in der Tiefe des klaren Meerwassers froschähnliche, schwarze Gestalten sich balgen sehen; oft setzte sich dann der Streit auf der Oberfläche fort, wobei Manche ganz gehörige Portionen Salzwasser zu verschlucken bekamen und es genug derbe Ruderschläge absetzte.

Mit der Untersuchung des erhaltenen Geldgeschenkes nahmen es die Neger sehr genau; war es nicht französische Münze, so warfen sie es dem arglosen Geber bei günstiger Gelegenheit unter Schimpfworten an den Kopf zurück.

Gefiel es einem der Mitreisenden, sich über die Schwarzen lustig zu machen — dies geschah, und zwar in nicht sehr civilisirter Weise, nur zu oft! — so nahmen es dieselben gewaltig übel. Es sammelte sich der ganze Haufe vor dem höchst verlegenen Missethäter und brach in ohrenzerreißende, höhnische Zurufe und in sardonisches Gelächter aus.

Als unsere Großmuth erschöpft schien, verlangten die Neger für verschiedene Kunststückchen Geld.

„Donnez moi deux francs, pour passer sous le bateau!“ hieß es nun. Da tauchten die Verwegensten unter den mächtigen Schiffskiel und erschienen nach mehreren Secunden auf der anderen Seite des Dampfers. Es bildeten sich Gruppen, die eine regelmäßige Regatta veranstalteten, nachdem früher für den Sieger ein Preis ausbedungen worden war. Andere waren wieder darauf bedacht, daß unsere Schaulust nicht erlahme; sie machten allerlei Grimassen und Sprünge. Dann erzählten sie in einem ganz eigenthümlichen Französisch allerlei von ihren Weibern und Kindern, und fragten wieder um die neuesten Pariser Boulevardneuigkeiten, wobei sie ein ganz merkwürdiges Verständniß an den Tag legten.

So herrschte hier tolles Treiben, während vorne emsig gearbeitet wurde. Die Kraniche hoben unaufhörlich knirschend Säcke voll Kohlen aus den großen, rußigen Segelbarken, die von bekleideten Negern gelenkt wurden. Auf dem Wasserschiffe pumpten acht Eingeborene ohne Unterlaß Trinkwasser ein. Die Sonne strahlte auf ihre kahlen Schädel.

Da ertönte die Frühstücksglocke. Doch nur sehr kurze Zeit konnte man sich den Tafelfreuden widmen, denn die Temperatur des Speisesaales war unerträglich. Die Tafelmusik besorgten indes unsere Schwarzen, die auf den Kohlenschiffen nach dem eintönigen Klange der Tam-tams wilde Kriegstänze aufführten.

Es waren mittlerweile noch viel mehr Neger neu angekommen. Als wir ihnen Frühstücksreste hinabwarfen, waren sie hocherfreut, und wenngleich unsere Gaben in der Regel in das Meer fielen, so wurden sie doch herausgefischt und stark versalzen gespeist.

Die Neuangekommenen hatten allerlei zum Verkaufe mitgebracht. Da wurden Ringe, Armspangen, Messer und sonstige Kleinigkeiten feilgeboten. Es kam auch zu manchem Handelsschlusse allerdings nach vielen Unregelmäßigkeiten und unter großem Geschrei. Ueber die Legirung der erstandenen Silberwaare wurde ich — und jedenfalls viele Andere auch — später in Paris, wo mir ein Andenken von Dakar eine nicht ganz ungefährliche Entzündung des Ringfingers zuzog, in schmerzlicher Weise aufgeklärt.

Unter dem tollen Negervolke sahen wir einen großen Schwarzen, der in reiche weiße Gewänder gehüllt, mit kostbaren Krummsäbeln und afrikanischen Schwertern handelte und uns durch sein würdevolles, ruhiges Benehmen auffiel, sowie durch die Auszeichnung, welche ihm die Uebrigen erwiesen.

Es war ein Marabut, arabisch Marbuth oder Morabeth. Ursprünglich bezeichnete man im nordwestlichen Afrika mit diesem Namen eine Herrscherdynastie, welche daselbst zu großer Macht und hohem Ansehen gelangt war. Nach dem Erlöschen der Marabut blieb das Wort unter den Berbervölkern als Bezeichnung für jene priesterlichen Personen, die den Dienst in Moscheen und bei heiligen Gräbern zu versehen hatten.

Heute stehen die Marabut unter den Negerstämmen Senegambiens in großer Achtung und besitzen einen ganz besonderen Einfluß, denn man spricht ihnen die Gabe des Weissagens und der Wunderwirkung zu. Die Würde eines Marabut erbt sich vom Vater auf den Sohn; ihre Gräber sind geheiligt. —

Am späten Nachmittage brachte eine Dampfjolle, die ein großes Ponton schleppte, französische Truppen an Bord; sie waren aus St. Louis per Eisenbahn

soeben angekommen. Die Fahrzeuge fuhren rücksichtslos durch die Masse unserer schwarzen Belagerer, hierbei einige Barken in den Grund bohrend. Die Neger arteten hierauf in mancherlei Handgreiflichkeiten gegen die vorüberfahrenden Soldaten aus. Es schien, daß bloß ein energisches Dazwischentreten der schwarzen, wohlbekleideten Schiffsleute, die jedenfalls einem weit besseren Elemente angehörten, ein regelrechtes Gefecht verhinderte.

Die Officiere, sowie die Mannschaften sahen krank und elend aus; doch waren sie sehr heiter und glücklich, aus diesem für Europäer mörderischen Klima in die Heimat befördert zu werden. Als später andere Truppen zu Schiff vorüberfuhren, sangen die Soldaten heimatliche Lieder und grüßten sich noch wechselseitig.

Jetzt versank die Sonne am westlichen Horizonte unter prächtigem Farbenspiele in das Meer.

In dem Maße, als es Abend wurde — wir hatten bereits Kohlen, Wasser und Proviant eingenommen — lichteten sich die Schaaren unserer Neger. Es wurde immer stiller.

Als der „La Plata", nachdem der Anker gelichtet worden, wieder pustend und stampfend in die hohe See stach, war nur noch ein einziges Boot zu unserer Seite geblieben. Der ausdauernste Insasse bettelte noch immer um Geld, jetzt für sein Weib, dann für seine Kinder. Trotz der hereingebrochenen Dunkelheit tauchte er mit Erfolg nach den hinabgeworfenen Münzen und blieb eine Weile mit dem Dampfer in gleicher Höhe. Als er schließlich zurückbleiben mußte, bat er noch seinen Hauptgönner an Bord, ihm zur Erinnerung seinen Namen zu nennen. „Napoléon!" rief dieser scherzweise hinab, „et toi?" — „Boulanger" tönte es schon undeutlich zurück und die Barke verschwand in der Finsterniß.

2. Ein Grab in den Wellen.

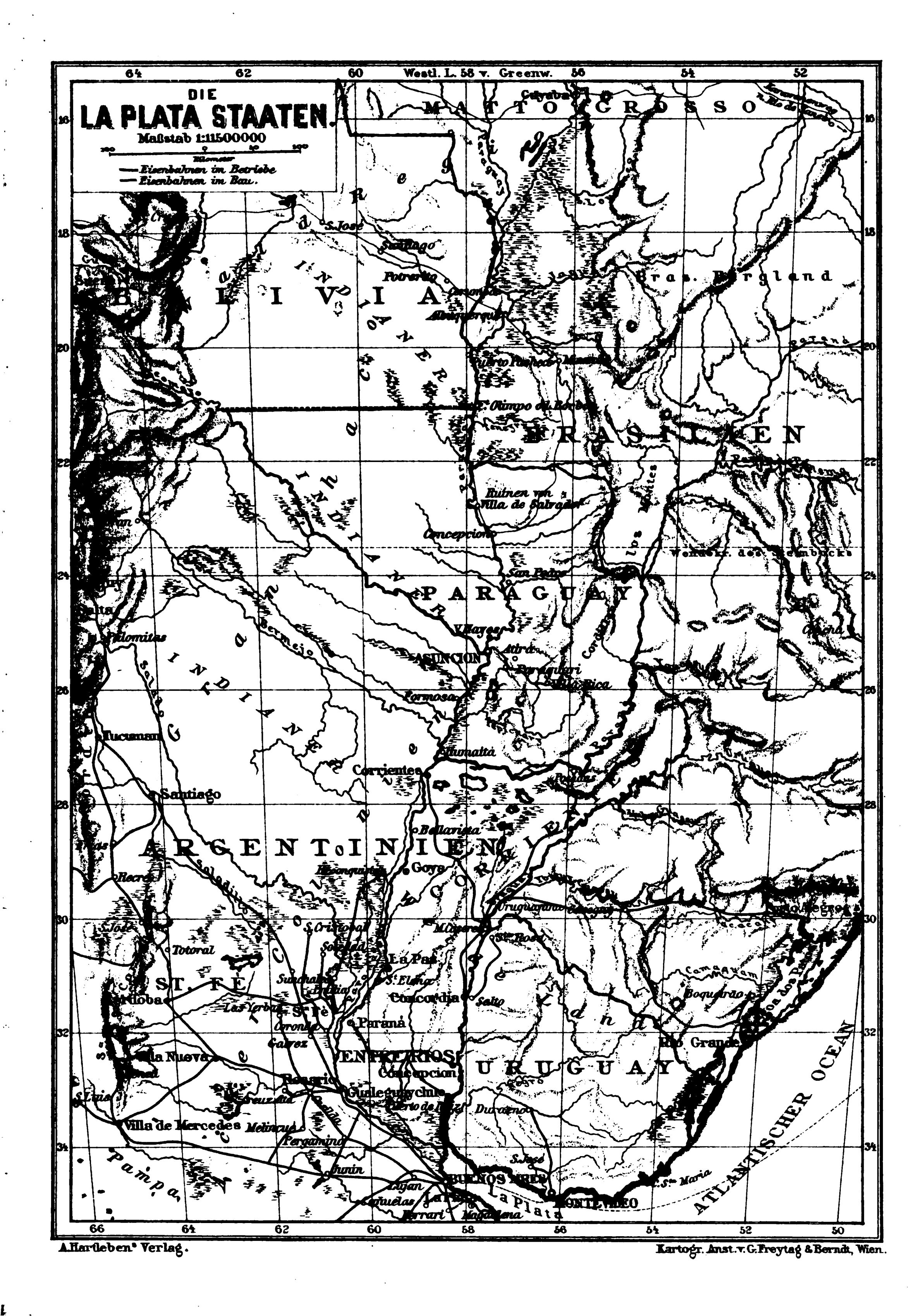
Der „La Plata" dampfte in gleicher Höhe mit den Capverdischen Inseln. —

Die Nacht war schwül, bleischwer lagerte die Atmosphäre in der kleinen Schiffscabine, an Schlaf war nicht zu denken; deshalb ging ich auf Deck, wo eine frischere Brise wehte, und betrachtete das ewig gleiche Spiel der Wellen und begrüßte wieder den nördlichen Sternenhimmel, der sich über mich in strahlendem Lichte wölbte. Das Verdeck war leer, nur hin und wieder schlich einer der wachhabenden Seeleute vorüber, fast lautlos mit den bloßen Füßen.

Da hörte ich drunten an der Backbordseite ein knarrendes Geräusch, ich sah wie die schwere Fallthüre der Schiffswand geöffnet wurde und ein Gegenstand zum Vorschein kam. Es klang mir ins Ohr, mir war es, als hörte ich Gebete murmeln; dann gewahrte ich, wie man ein großes Brett, auf dem ein schwarzer Gegenstand haftete, herausschob und in das Wasser gleiten ließ; plätschernd fiel die schwere Masse ins Meer, das Wasser schäumte hoch auf — vorüber war's. Dann schloß sich wieder die Thüre in der Schiffswand.

Sinnend blickte ich ins Meer, ich konnte mir das eben Gesehene nicht schnell genug erklären, als ich gewahr wurde, daß ich nicht mehr der Einzige auf dem Verdecke sei, sondern sich bereits ein anderer Passagier eingefunden, der wahrscheinlich gleich mir die Schwüle der Cabine geflohen, hier oben Kühlung suchte. Ich trat an ihn heran, um ihm das vorher Bemerkte mitzutheilen. Da erkannte ich in der dunklen Gestalt den Bruder des vor Dakar an Bord gestorbenen Portugiesen, den treuen Bruder, der den Kranken so sorgsam gepflegt hatte, obgleich seine Züge gleichfalls verriethen, daß auch er krank, ein Opfer des tückischeu gelben Fiebers in Rio de Janeiro gewesen. — Ich schwieg. Der Portugiese aber starrte thränenden Blickes in das nasse Grab seines Bruders.





A.Hartleben's Verlag.

Kartogr. Anst. v. G. Freytag & Berndt, Wien.